



**University of  
Zurich**<sup>UZH</sup>

**Zurich Open Repository and  
Archive**

University of Zurich  
University Library  
Strickhofstrasse 39  
CH-8057 Zurich  
[www.zora.uzh.ch](http://www.zora.uzh.ch)

---

Year: 1996

---

**Rezension zu: Gerhart von Graevenitz: Das Ornament des Blicks : Über die  
Grundlagen des neuzeitlichen Sehens, die Poetik der Arabeske und Goethes  
Westöstlichen Divan**

Schneider, Sabine

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-96947>

Journal Article

Published Version

Originally published at:

Schneider, Sabine (1996). Rezension zu: Gerhart von Graevenitz: Das Ornament des Blicks : Über die Grundlagen des neuzeitlichen Sehens, die Poetik der Arabeske und Goethes Westöstlichen Divan. Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur, 21(1):229-236.

## Rezensionen

KARL TILMAN WINKLER: *Handwerk und Markt*. Druckerhandwerk, Vertriebswesen und Tagesschrifttum in London 1695–1750, Stuttgart: Franz Steiner 1993. 770 Seiten, DM 196,–

Winklers voluminös-detaillierte Untersuchung gilt zwei Bereichen der Literaturproduktion und -Distribution, die sich im Zeitraum von 1695 bis 1750 technologisch kaum, in der ökonomischen Praxis aber beträchtlich gewandelt haben, nämlich der Herstellung und dem Vertrieb von Tagesschrifttum. Unter diesen Begriff fallen für Winkler Druckerzeugnisse, die auch fiskalisch über eine Sondersteuer (die sog. Stempelsteuer, 1712) als zusammengehörige Gruppe gesehen wurden: Flugschriften (engl. *pamphlets*), Zeitschriften (zumeist monatliche Erscheinungsweise) und vor allem Tageszeitungen aller Art (Zwei- oder Dreitageblätter), Wochenzeitungen sowie Essayblätter im Stile des *Spectator* (S. 9). Das Jahr 1695, das muß man hinzufügen, ist jener für die gesamte Entwicklung des englischen Druck- und Verlagswesens entscheidende Wendepunkt, der die Nicht-Erneuerung des behindernden Zensurgesetzes brachte. Das war im parlamentarischen Verfahren ein eher zufälliges Ergebnis, muß jedoch sozialhistorisch als beinahe zwangsläufiges Resultat von Entwicklungen gesehen werden, die zur Genese bürgerlicher Öffentlichkeit und zum Entstehen einer modernen Informationsgesellschaft führten. Die vierziger Jahre andererseits, mit denen die Herrschaft des ersten eigentlichen Premierministers neuerer Provenienz zu Ende ging, des von Autoren wie Swift, Gay oder Pope wohlgehaßten Sir Robert Walpole, markieren einen Übergang: mit Winklers Begriffen, das Ende des »Wörterkriegs«, der jahrzehntelang für die Proliferation des vor allem theologisch und politisch brisanten Tagesschrifttums sorgte.

Winklers Eingrenzung des Untersuchungszeitraums läßt sich problemlos rechtfertigen – und man kann hinzufügen: es dürfte augenblicklich kaum einen Autor geben, der sich in diesem Gesamtkomplex von Handwerk und Markt besser auskennt. Das macht die Besprechung seines Buches so schwierig: aber vielleicht darf es ja in einem solchen Falle genügen, die Hauptthesen und die wesentlichen Ergebnisse zusammenzufassen. Wie gesagt: das Buch dokumentiert mit seinen 666 Seiten reinen Textes eine erstaunliche Arbeitsleistung, zusammen mit zwei weiteren Büchern – *Wörterkrieg: Politische Debattenkultur in Walpoles England, 1720–1742* (Stuttgart 1993) und *Informationsspiele: Nachrichten und Nachrichtenhandel 1620–1750* – war es ursprünglich Teil einer Göttinger Habilitationsschrift. In seiner jetzigen Gestalt befaßt es sich mit zwei Hauptaspekten: der Herstellung und dem Vertrieb. Die einzelnen Kapitel sind folgerichtig (den einzelnen Arbeits- und Organisationsschritten entsprechend) nach folgenden Gesichtspunkten gegliedert: Werkstätten, Geschäfte, Gesetze; Druckerhandwerk; Produktivität der Drucktechnik; Wirtschaftlichkeit im Druckgewerbe; Kostenstruktur und Wirtschaftlichkeitsdenken; Londoner Grossisten; praktischer Ablauf des Vertriebs; Einzelhandel; Vertrieb in der Provinz; Funktion der Vertriebsform; Tagesschrifttum in gesamtwirtschaftlicher Sicht.

Im Anhang der Arbeit findet man Aufstellungen über Druckerinventare, kommentierte Verzeichnisse von Betriebsinventaren, Verkaufsanzeigen von Druckereien; Abrechnungen für *The London Gazette* der Jahre von 1717 bis 1721; Angaben über Auflagenhöhen von Flugschriften des Ministeriums Walpole für den Zeitraum 1730 bis 1739; Berechnungen

zu den Arbeitsleistungen der Preßgesellen bei Vater und Sohn William Bowyer; schließlich ein umfangreiches Quellen- und Literaturverzeichnis. Das Register ist – man wird in diesem Buch nichts anderes erwarten – detailliert und differenziert, neben einem Sachwortregister, wie man es erwarten würde, gibt es ein Personen-, Titel- und Straßenverzeichnis. Das Personenregister läßt sogar erkennen, bei wem es sich um Druckmeister, Grossisten, Gesellen, Buchbinder etc. handelt.

Damit ist auch schon angedeutet, daß diese handwerksgeschichtliche Arbeit auf die verschiedensten Quellengruppen rekurriert: zum einen auf das Tagesschrifttum selbst, zum anderen auf die archivierten Geschäftsbücher von Londoner Druckereien, auf zusätzliche Geschäftspapiere, auf umfangreiche Ermittlungs- und Prozeßakten in Verfahren gegen unliebsame Drucker sowie auf Nachlaßinventare.

Grundlegend für das Untersuchungsziel ist die Frage nach dem Verhältnis von Handwerk und Wirtschaftlichkeit. Winkler kann mit seiner detaillierten Analyse jene These widerlegen, die das Handwerk vom Willen zum schöpferischen Ausdruck dominiert sieht. Da das englische Tagesschrifttum während des letzten Drittels des 17. Jahrhunderts bereits ein alltäglicher Gebrauchsgegenstand ist, schreitet auch die Kommerzialisierung des gedruckten Wortes voran. Die nachfragedeckende und bedarfsweckende Herstellung ist schon zu diesem Zeitpunkt ein Faktor, der sich bis in innerbetriebliche Abläufe nachweisen läßt. Wenn sich seit Beginn des 18. Jahrhunderts in England die Informations- und Kommunikationsgesellschaft in ihrer modernen Form durchsetzt, dann bedeutet das zugleich, daß die Kommerzialisierung auch in nie vorher gekanntem Ausmaße das gedruckte Wort erfaßt.

Nun gibt es zwar, wie Winkler nachweist, zunftrechtliche Ordnungsvorstellungen, die der Verfolgung eines ungehemmten wirtschaftlichen Wachstums zuungunsten von Zunftgenossen einen Riegel vorschoben, ebenso wie das Diktat der Marktwirtschaft wegen der obrigkeitlichen Zensur keine absolute Geltung besaß. Das Tagesschrifttum hatte aber eine besondere Bedeutung, weil es als alltäglicher Gebrauchsgegenstand des gehobenen Bedarfs zum »Inbegriff des Wirtschaftlichkeitsdenkens« (S. 7) geworden war. Winkler spricht historisch differenzierend von einer »Ökonomie der Grenzen«, einer »Knappheitsökonomie im Kontext der finanziellen und wirtschaftlich einsetzbaren – nicht der materiellen – Ressourcen« (S. 33). Somit handelte es sich um einen Markt mit begrenzter Aufnahmekapazität, auf dessen Wettbewerbsdruck die Betroffenen mit klar erkennbaren betriebswirtschaftlichen Kalkulationen reagierten, also um eine Ökonomie, »in der die Wirtschaftlichkeit in der Begrenzung des Geschäfts lag« (S. 32). Arbeitsabläufe und Arbeitssituation richteten sich Winkler zufolge nach einer derartigen Logik der Ökonomie der Grenzen: »Umfang des Arbeitsaufwandes und erwirtschaftbares Produkt standen in einem ungünstigen Verhältnis zueinander, so daß das Ziel stets die einfache Erhaltung des Betriebs oder Gewerbebezweiges als Ganzes bedeutete, nicht die Vergrößerung oder Ausweitung« (S. 353). Das Ziel der Verwertungsstrategien war damit nicht das Surplus, sondern die einfache Reproduktion. Tatsächlich kann Winkler aufzeigen, daß z. B. versteckte Kosten – Kapitalverzinsung bei ausstehenden Schulden – ausgeblendet wurden, weil es darum ging, überhaupt ein Geschäft machen zu können; daß von einem bestimmten Rückfluß ab Unternehmungen nicht etwa ausgeweitet, sondern Anlagen risikomindernd gestreut wurden; und daß dem begrenzten Produktionsvolumen geringe Erweiterungsinvestitionen entsprachen. »Es führten also wirtschaftliche Erwägungen zu einem anderen Ergebnis als dem optimierten Wachstum, weil man den Wirkungsgrad der geschäftlichen Transaktion danach bemaß, inwieweit dadurch die Unsicherheiten verringert wurden, die sich fortwährend

durch die nur bedingte Vorhersehbarkeit der Marktentwicklung und den offenen Horizont der sozialen und wirtschaftlichen Dynamik einstellten. Das Ziel der wirtschaftlichen Strategie war es, die Gewißheiten zu vermehren, die über den Ausgang einer Handlung denkbar sind. Es war die Tatsächlichkeit des Ergebnisses, an dem man interessiert war, was Spekulation nicht ausschloß, im Gegenteil. Es mußte also nicht notwendigerweise bedeuten, geringstmögliche Anzahl an Risiken, sondern Optimierung der Vorhersehbarkeit des Ergebnisses« (S. 355).

Das Florieren des Tagesschrifttums, so kann Winkler zeigen, war die Existenzgrundlage, die die sonstige Druckproduktion, insbesondere des Luxusguts Buch, ermöglichte. Das Ausmaß dieses Schrifttums und das damit gegebene Auftragsvolumen für die in der Regel kleinen Produktionseinheiten (weniger als vier Lehrlinge) mit der Spezialisierung auf bestimmte Sparten war die Basis für eine allgemeine, mit vorhersehbarer Regelmäßigkeit gegebene Grundaustastung der Offizinen wie etwa bei Samuel Richardson (S. 223). Andererseits war die Produktivität durch die Ökonomie der Grenzen markiert, da sich die Leistungsfähigkeit der Arbeiter nicht vermehren und der Arbeitstag nicht beliebig verlängern ließen. Die detaillierte Darstellung der Arbeit am Setzkasten, die Berechnung der Setzgeschwindigkeit unter Berücksichtigung der Zusatzarbeiten, aber bei zweckrationalem Aufteilen der anfallenden Arbeit, die Berücksichtigung des Letternvorrats: mit all dem kann Winkler demonstrieren, daß die Produktivität der Handarbeit einerseits begrenzt war, andererseits aber dem rechnenden Kalkül der Wirtschaftlichkeit folgte. Winkler geht im folgenden mit erstaunlicher Präzision auf die Bedingungen der Arbeit an der hölzernen Tiegeldruckpresse ein, die ein störanfälliges Gerät darstellte, und er kann u. a. bereits vorliegende Berechnungen der Bogenanzahl bestätigen (in der Stunde nicht mehr als 125 bis 160 Bogen einseitig, vgl. S. 186–187, 196).

Die bis in kleinste Details gehende Kenntnis der Quellen, die in sozialgeschichtlich überzeugende Thesen übersetzt wird, zeigt sich nicht nur in den Einzelkapiteln: sie skizzieren die Biographien von Zeitungsdruckern mit breiterer Order oder mit einzelner Order bzw. von Zeitungsdruckern und Eignern in Personalunion (bekannte Namen sind Samuel Richardson, Richard Nutt, John Applebee, Nathaniel Mist). Ähnliches läßt sich auch über Winklers ergiebige Untersuchungen zum Londoner Grossistengewerbe sagen. Mit der differenzierten Analyse der Druckvermerke von Flugschriften kann Winkler einen kleinen Kreis von Spezialisten im Bereich der Distribution ausfindig machen, die er als Grossisten klassifiziert (*publishers*). Sie beherrschen zu Beginn des 18. Jahrhunderts den Vertrieb von Druckschriften, die im Endverkauf höchsten 2s kosteten (S. 370). Am Beispiel von James Roberts kann er zeigen, daß die hohe Anzahl von Titeln mit dessen Druckvermerk keineswegs von ihm selbst hätte finanziert werden können. Roberts war nicht, wie etwa die Verlagsbuchhändler, Eigner eines Copyright, sondern lediglich »Kommissionär im Zusammenhang mit einer bestimmten Sorte Schriften, deren Umschlag sich in Stunden und Tagen bemaß, in anderen Worten, er war Grossist« (S. 371). Ein Impressum wie »London, Printed for X« oder »London, Printed and sold by X« wurde für die auf den Vertrieb spezialisierten Bezugsquellen verwendet. Im zeitgenössischen Sprachgebrauch ist es der sich im »Wholesale or Country Trade« engagierende Unternehmer, der auch als »publisher« im alten Sinne bezeichnet wurde, der also nicht Eigner war, sondern nur eine Distributionsfunktion hatte. »To publish« heißt also zu diesem Zeitpunkt, »öffentlich zugänglich oder bekannt machen« (S. 379).

Die Grossistenfunktion entwickelt sich, so kann Winkler überzeugend zeigen, in Verbindung mit dem Aufstieg der seriellen Veröffentlichungsformen; der Grossist übernimmt

eine rein mechanische, keine Inhalte produzierende Hilfsfunktion innerhalb des hauptstädtischen Kommunikationsgewerbes. Bei geringerer Kapitalakkumulation (im Vergleich zu Buchhändlern) und damit niedrigerer Investitionsrate ist auch sein sozialer Status gemindert. Aber der Vertrieb vor allem serieller Veröffentlichungen stellt eine notwendige, arbeitsteilig zu vollbringende Tätigkeit dar, die zugleich – und dies ist der wesentliche Punkt – die Öffentlichkeit des Diskurses überhaupt erst ermöglichte: das Tagesschrifttum konnte nur über den Vertrieb durch den Grossisten das Publikum erreichen (S. 404). »Der Grossistenbetrieb besaß also die hergestellte Öffentlichkeit als Unternehmenszweck« (S. 405). Winkler zeigt dann anhand verschiedener Beispiele, daß der Absatz von Zeitungen über Grossisten eine Alternative darstellte, die effektiver und kostengünstiger war als jene über den Buchhandel, und daß Grossisten adäquate Absatzstrategien entwickelten. Zu den überraschenden Untersuchungsergebnissen Winklers gehören die Thesen über den Zusammenhang zwischen der im Vergleich zum Buchhändler niedrigeren ökonomischen und sozialen Position und Kompensationsstrategien, die darauf abzielten, die politischen Möglichkeiten des Vertriebs nicht auf eine gefährliche Spitze zu treiben. Aus diesen Strategien resultieren dann auch jene Ansätze zu einer strukturellen Zensur: d. h. also die Kontrolle über Inhalte, mithin eine an Rentabilitäts Gesichtspunkten orientierte Selbstzensur (vgl. S. 468ff.) der Grossisten, die sich als Vertreter des entstehenden bürgerlichen Mittelstandes verstehen.

Im folgenden unterrichtet Winkler, erneut mit detaillierter Genauigkeit, über Verfahrensweisen der Distribution, über Stückzahlen, über Instanzen des Zwischenhandels. Er stellt einzelne Geschäftsinhaber vor, häufig sind es Frauen, geht auf die finanzielle Abwicklung der einzelnen Vertriebsschritte ein, schließlich auch auf den Einzelhandel, auf Buchhandlungen, Pamphletläden, auf die Abonnentenpraxis, auf Kolporteurs und auf den Vertrieb in der Provinz, auf den Postversand und vieles andere mehr.

Winkler kann insgesamt durch seine detaillierten und logisch stringenten Analysen überzeugen, die auf die These von den Anfängen einer Informationsgesellschaft hinauslaufen, die über ihre eigene Rolle reflektiert und sich ihrer gesellschaftlichen Funktionen, aber auch Grenzen im klaren ist. In einem solchen Falle auf die wenigen, sicherlich unvermeidbaren Setzfehler hinzuweisen, das hieße, Beckmesserei zu betreiben. Wer das auch im Layout und in der Ausstattung trotz seines Umfangs handliche Buch durchmißt, der wird sich an den Fehlern nicht weiter stören.

Uwe Böker (Dresden)

ALEXANDER KOŠENINA: *Anthropologie und Schauspielkunst*. Studien zur ›eloquentia corporis‹ im 18. Jahrhundert. (Theatron. Studien zur Geschichte und Theorie der dramatischen Künste 11). Tübingen: Niemeyer 1995. 331 S. Kart. DM 134,–

Forschungsgeschichtlich ist die Berliner Dissertation im Umfeld des jüngst von Hans-Jürgen Schings herausgegebenen Sammelbandes *Der ganze Mensch*<sup>1</sup> anzusiedeln. Prämisse

---

<sup>1</sup> Hans-Jürgen Schings (Hg.): *Der ganze Mensch. Anthropologie und Literatur im 18. Jahrhundert*. DFG-Symposion 1992. Stuttgart: Metzler 1994.

ist die These von der im 18. Jahrhundert geleisteten »Rehabilitation der Sinnlichkeit«.<sup>2</sup> Košenina integriert den Blick auf den Körper in die literaturhistorische Analyse. Untersuchungsgegenstand ist die Schauspielkunst als eine Kunst, in der der Körper zum Ausdruck der Seele wird. Košenina verfolgt die Verbindung von Schauspielkunst und Psychologie im 18. Jahrhundert und fragt nach der Bedeutung, die die gleichzeitig entwickelten Theorien vom leib-seelischen Zusammenhang für diese Symbiose gewinnen. Damit trägt er zwei Forschungsdesideraten Rechnung. Zum einen wurde die dramatische Literatur bislang weitgehend ausgeklammert, wo es um die Erschließung von Figurenkonzeptionen vor dem Hintergrund zeitgenössischer anthropologischer Modelle ging.<sup>3</sup> Zum anderen fehlten bislang die konkreten Bindeglieder zwischen der Entwicklung der Schauspielkunst auf der einen Seite und der Geistes- und Wissenschaftsgeschichte des 18. Jahrhunderts auf der anderen. Als Parallelerscheinungen versteht z.B. Erika Fischer-Lichte das neue Ideal der Natürlichkeit in der Schauspielkunst und das neue, anti-metaphysische Bild vom Menschen in Psychologie, Medizin und Philosophie. Hier gelingt Košenina der philologische Nachweis von den zahlreichen Querverbindungen, die tatsächlich zwischen den Disziplinen bestanden (vgl. S. 25).

Der besondere Wert der Arbeit liegt in der geradezu erschöpfenden Präsentation der Quellen und in der historischen Fundierung des Themas. Košenina beginnt mit einem Überblick über die Actio-Lehre der Rhetorik. Die Topik vom Körper als eines Mediums für den Ausdruck von Gemütsbewegungen wird auf breiter Textbasis entfaltet (S. 31ff.). Eine zweite Wurzel für die anthropologische Bearbeitung der Leib-Seele-Relation wird in der Klugheitsliteratur freigelegt (S. 58ff.). Košenina arbeitet die Dialektik zwischen der Kunst der Verstellung und der Kunst der Dechiffrierung heraus und beleuchtet die integrierten medizinischen Vorstellungen (Humoralpathologie und Temperamentenlehre), die die Möglichkeit, den Körper als Zeichen der Seele zu lesen, begründeten. Gleichzeitig weist er nach, wie auf dem Weg zur Anthropologie das Muster von Verstellung und Enthüllung dem neuen Ideal des unverstellten seelischen Ausdrucks weicht und sich zugleich damit tragfähigere Theorien zur psychophysischen Wechselwirkung ausprägen.

Der Erforschung des engeren Zusammenhangs von Anthropologie und Schauspielkunst sind zwei Kapitel gewidmet. »Anthropologie« wird dabei im Sinn des 18. Jahrhunderts gefaßt als Lehre vom leib-seelischen Zusammenhang. Košenina verfolgt zunächst die Weiterbildung und wissenschaftliche Umformung der rhetorischen Actio-Lehre durch die Anthropologie (S. 85ff.). Wo man sich in der rhetorischen Tradition mit der formelhaften Behauptung vom Ausdruckswert der Gebärdensprache begnügte, forsche man jetzt nach dem »Warum«; den Kausalitäten in der Wechselbeziehung von Leib und Seele sei man allenthalben auf der Spur. Parallel dazu verfeinere sich das Bild von der Seele, dem »Inneren« des Menschen. Mit der Entschlüsselung des psychophysischen Zusammenhangs sei zugleich die Erforschung der geheimsten Triebfedern der Seele intendiert; den bislang verborgen gebliebenen psychischen Mechanismus suche man zu erkunden und zu erhel-  
len.

---

<sup>2</sup> Panajotis Kondylis: Die Aufklärung im Rahmen des neuzeitlichen Rationalismus. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1986 (Zuerst: Stuttgart: Klett 1981).

<sup>3</sup> Wolfgang Riedel: Anthropologie und Literatur in der deutschen Spätaufklärung. Skizze einer Forschungslandschaft. In: IASL Sonderheft (1994), S. 93–157. Hier S. 141.

In dem anschließenden Kapitel (S. 117ff.) kehrt Košenina die Perspektive um und zeigt, wie die Thematik der Psychophysik grundlegende Bedeutung für die Konsolidierung einer neuen, natürlichen, psychologisierenden Schauspielkunst gewinnt. Wie die »philosophischen Ärzte« das Erbe der Rhetorik (Affekten- und actio-Lehre) nutzten, so schöpften die Lehrer einer Schauspielkunst, die sich vom normierten Gestenkanon des Klassizismus löste, aus anthropologischen Quellen; reichhaltig ist das Dokumentationsmaterial, mit Hilfe dessen Košenina seine These belegt. Einer seiner Kronzeugen ist Lessing mit der Theorie von der physischen Selbstinduktion des Schauspielers (S. 129ff.); hier gewinnt Lessing neues Profil als Kenner der modernsten psychologischen Theoreme. – In diesen Rahmen sind die Probleme integriert, die sich aus dem Übergang von der Anthropologie in das Gebiet der Kunst ergeben. So verfolgt Košenina (u. a.) die Wiederholung der Diskussion um Verstellung, Enthüllung und Ausdruckgebung und arbeitet die Herausbildung zweier Schauspielertypen heraus: Dem Ideal des enthusiastischen, begeisterten und somit »natürlich« agierenden Künstlers werde das Ideal des berechnenden, die anthropologischen Kenntnisse bewußt einsetzenden Künstlers entgegengestellt. – Eine Analyse von Engels *Ideen zu einer Mimik* beschließt den theoretischen Teil (S. 152ff.).

Den Bezugspunkt von Košeninas Untersuchungen zur Schauspielkunst des 18. Jahrhunderts bildet die mögliche Funktionalisierung der Ergebnisse für die Interpretation von Dramentexten. Dementsprechend legt er im zweiten Teil seiner Dissertation eine Reihe von Analysen vor, deren Ausgangspunkt die Berücksichtigung körpersprachlicher Mittel und Elemente ist, wie sie sich aus Regiebemerkungen und aus der Dialogführung rekonstruieren lassen. Es geht dabei nicht primär um die Frage der zeitgenössischen schauspielerischen Realisierung, sondern um den Gewinn neuer (>origineller« – S. 186) interpretatorischer Erkenntnisse. Die Textauswahl zielt auf einen Querschnitt durch die Dramenproduktion des 18. Jahrhunderts: *Emilia Galotti*, *Kabale und Liebe*, Gerstenbergs *Ugolino* und Klingers *Die Zwillinge* werden besprochen. Daneben treten Werke der Unterhaltungs-Dramatik: Familienstücke von Iffland und Kotzebue. Als gemeinsamer Nenner schält sich die durch die Körpersprache vermittelte, auf sie aufbauende Kunst der Psychologisierung heraus; insbesondere den Stücken Ifflands und Kotzebues vermag Košenina feine Nuancen der »eloquentia corporis« abzugewinnen. Weniger ergiebig erscheinen die Interpretationen der bekannteren Werke. Das liegt daran, daß Košenina die an der Körpersprache abgelesene Psychologisierung und die in der Figurenrede verhandelten Themen nicht immer zu vermitteln vermag. So wird z. B. dem Pathos Ferdinands (*Kabale und Liebe*) kein Gegenstand zuerkannt; die Analyse erschöpft sich in einer detaillierten Nachzeichnung seiner psychischen Verwirrungen und Fehlleistungen. Bei *Emilia Galotti* präpariert Košenina die Subtilität der Psychologisierung heraus; er verdeutlicht, mit welcher Kunst der Menschendarstellung Lessing seine Figuren aufbaut: Marinelli als den vollendeten Hofmann, Odoardo als zerrissenen Vater, Emilia als vollkommen »natürlichen« Charakter. Obgleich Košenina den Sinn für die psychische Spannung einzelner Szenen vertieft (vor allem: Odoardo und Orsina – S. 214–216), stellt sich doch die Frage, worin der besondere Erkenntnisgewinn des Interpretationsansatzes beruht.

Zweifelsohne stellt Košeninas Arbeit einen wichtigen Beitrag zur Erforschung des 18. Jahrhunderts dar. Wenn hier dennoch den Ursachen für das partielle Scheitern der Interpretationen weiter nachgegangen wird, so nicht, um diese Leistung zu schmälern. Aber Košenina versteht seine Analysen als Modelle, als exemplarische Beispiele (S. 185–187), die die Forschung anregen sollen (vgl. S. 7); darüber hinaus ist das Thema »Sinnlichkeit« und »Körper« in Literatur und Text fast zu einem Modethema geworden (vgl.

S. V).<sup>4</sup> Gerade weil Košenina umsichtig vorgeht und unzweideutig argumentiert, können an seinem Buch die Brüche und Grenzen des Gedankenwegs abgelesen werden. Zur Klärung der Prämissen eines Ansatzes, der mit seiner Fragestellung eines der Fundamentalprobleme der Philosophie (Leib-Seele-Problem) berührt, wollen die folgenden Reflexionen beitragen.

1. Košeninas Funktionalisierung der im 18. Jahrhundert entwickelten Erklärungen zur Leib-Seele-Relation für die Dramenanalyse krankt an einer doppelten Fehleinschätzung des Problems: einer historischen und einer systematischen. Den ideellen Leitfaden der Darstellung bildet die These von der antimetaphysischen Wende im 18. Jahrhundert: »Von nun an stehen nicht mehr die großen Systeme einer harmonischen, göttlichen Natur- und Staatsordnung nebst ihrem der Ständeklausel gehorchenden Personal wie im Zeitalter des Barocks zur Debatte, sondern einzelne Individuen, einzelne Menschen mit ihren Empfindungen. Das Interesse wendet sich ab von ihren Standesfunktionen, ihren Werken, Taten und vorgefaßten Ideen und richtet sich auf ihre Motive, Handlungsantriebe, Gefühle, kurz auf ihr Seelenleben« (S. 127). Einen Beleg für diese empirische Orientierung findet Košenina etwa in Lessings Diktum, der Dichter habe der »Natur unserer Empfindungen und Seelenkräfte« Rechnung zu tragen (S. 127; vgl. auch S. 131f.). Ein Blick auf den Kontext des Zitats jedoch zeigt, daß sich Lessing auf die Natur der Seelenkräfte beruft, um der Reduktion auf die empirisch zugängliche Natur entgegenzusteuern; Abstraktion, Ordnung, Verarbeitung der verwirrenden Vielfalt der Erscheinungen auf ein Telos hin, darauf zielen die Tätigkeit der Seele.<sup>5</sup> Mit dem Hinweis auf die Abkehr vom metaphysischen Systemdenken ist nur die Hälfte des Problems erfaßt. Denn für Autoren wie Lessing, Mendelssohn (der für Košenina keine Rolle spielt), Sulzer, Schiller löst die Emanzipation des Individuellen und Konkreten, der Sinne, des Gefühls und der Empfindungen eine um so intensivere Suche nach einem – neu zu begründenden – Zusammenhang aus; die Kategorie des »Ganzen« etwa spielt für Lessings dramaturgische Reflexionen eine entscheidende Rolle. Zu den gelungensten Partien von Košeninas Buch zählen die Expositionen zu den einzelnen theoretischen Kapiteln; die Themen werden anhand von Passagen aus Lessings *Miß Sara Sampson* entfaltet. Damit wird der Blick dafür geschärft, in welchem Ausmaß Lessing die »Natur« des Menschen integriert. Zugleich scheint symptomatisch, daß *Miß Sara Sampson* im Interpretationsteil nicht mehr auftaucht: die Analyse gelangt über die Erkenntnis, daß die psychophysische Wechselwirkung quasi zu einem dramaturgischen Faktor geworden ist, nicht hinaus. Der Lebensnerv des Dramas liegt jedoch darin, daß von der Analyse der Empfindungen her die Frage nach dem »Ganzen«, nach »Tugend« und »Moral«, nach »Gott« bzw. der »Vorsehung« (Saras Traum) aufgeworfen wird. Wenn

<sup>4</sup> Weitere Neuerscheinungen: Rudolf Behrens/Roland Galle (Hg.): *Leib-Zeichen. Körperbilder, Rhetorik und Anthropologie im 18. Jahrhundert*. Würzburg: Königshausen-Neumann 1993; dies. (Hg.): *Historische Anthropologie und Literatur. Romanistische Beiträge zu einem neuen Paradigma der Literaturwissenschaft*. Würzburg: Königshausen-Neumann 1995; dies. (Hg.): *Menschengestalten. Zur Kodierung des Kreatürlichen im modernen Roman*. Würzburg: Königshausen-Neumann 1995; Georg Braungart: *Leibhafter Sinn. Der andere Diskurs der Moderne*. Tübingen: Niemeyer 1995; Matthias Luserke: *Die Bändigung der wilden Seele. Literatur und Leidenschaft in der Aufklärung*. Stuttgart: Metzler 1995.

<sup>5</sup> Gotthold Ephraim Lessing: *Werke 1767–1769*. Hg. von Klaus Bohnen. Frankfurt/M.: Deutscher Klassiker Verlag 1985, S. 533f. (*Hamburgische Dramaturgie*, 70. Stück).



Sara an das Sakrament der Ehe die Beruhigung ihrer Einbildungskraft knüpft: Was ist über diesen Zusammenhang ausgesagt, wenn Košenina hier den Einfluß einer »äußeren Verrichtung des Körpers oder Handlung« auf das Innere des Menschen konstatiert? (S. 6) –

Mit anderen Worten: Die Aussagen der wissenschaftlichen Anthropologie des 18. Jahrhunderts über den psychophysischen Zusammenhang allein geben noch keine Basis, noch kein gedankliches Gerüst ab für die Dramentinterpretation; sie können ihr Deutungspotential erst entfalten, wenn sie von einem umfassenderen Standort her reflektiert werden. Die zitierten Autoren aus dem Umfeld der Anthropologie (und der anthropologisch gedeuteten Schauspielkunst) konstatieren unisono die Wechselabhängigkeit von Leib und Seele; die Seele bei ihren geheimsten Regungen zu ertappen, bedeutet ihnen zunächst, das Ineinandergreifen des psychischen und physischen Mechanismus zu verfolgen. Zergliederung der Seelentätigkeit wird beschworen; kaum jedoch erreicht man mehr, als die Tatsache der psychophysischen Kausalität zu behaupten. Wo es um die inhaltliche Charakterisierung der Psyche geht, treten zumeist die gängigen Namen der Leidenschaften auf: Liebe, Zorn, Haß etc. Psychologische Erkenntnis erschöpft sich in diesem Schrifttum, soweit Košenina es darstellt, in der Erkenntnis des daß der leib-seelischen Wechselabhängigkeit. Dieses »daß« aber kann auf die unterschiedlichste Weise interpretiert werden; und erst in der Auslegung, in den Konsequenzen, die aus der Tatsache der Leib-Seele-Relation gezogen werden, wird ein neues, vertieftes Wissen um die Seele artikuliert – der potentielle ›Mehrwert‹ der Literatur gegenüber den Wissenschaftsformeln. So zeigte Wolfgang Riedel anhand von Sulzers Philosophie, wie sich der Blick auf die Macht des Irrationalen (des »Anderen« zur Vernunft) richten kann.<sup>6</sup> Anders nimmt sich die Deutung aus, die Hermann Samuel Reimarus dem Abhängigkeitsverhältnis gibt: Nerven, Sinne, Empfindungen, Gedanken wirken da im Plan der Vervollkommenung zusammen.<sup>7</sup> Die Tatsache, daß Körper und Seele sich beeinflussen, daß der Körper Ausdruck der Seele ist, daß im Äußeren das Innere sich spiegelt, ist also der neuralgische Punkt, an dem unterschiedliche Psychologien entworfen werden. Das kann auch gar nicht anders sein: Denn was am Körper abgelesen wird, welches Innere zum Ausdruck gelangt, ist abhängig von einer vorgängigen (psychologischen oder philosophischen) Konzeption, auch und gerade wenn in diese das Wissen um die Bindung der Psyche an die Physis eingegangen ist. Diese Konzeption muß der Interpret erarbeiten, wenn es gelingen soll, die innovative, Floskeln und Stereotype überwindende Kraft der Körpersprache anschaulich zu machen (siehe Pkt. 3 und 4). Košenina übernimmt die anthropologischen Formeln undistanziert; damit hat er aber noch kein gedankliches Gerüst für die Interpretation gewonnen. So kommt es, daß er sich zum Teil häufig an bestehende Auslegungen anlehnt, die er mittels der Analyse der Körpersprache ergänzt (z. B. S. 219; 231), zum Teil aber den Figurendialog psychologisch einfühlsam nachzeichnet, wobei der Körpersprache die Funktion zuerteilt wird, Gemütszustände punktuell zu verdeutlichen (*Kabale und Liebe*); so kommt es auch, daß der Einheitspunkt für verschiedene Beobachtungen zum Bild- und Anspielungsbereich fehlt

<sup>6</sup> Wolfgang Riedel: Erkennen und Empfinden. Anthropologische Achsendrehung und Wende zur Ästhetik bei Johann Georg Sulzer. In: Hans-Jürgen Schings (Hg.): Der ganze Mensch (Anm. 1), S. 410–439.

<sup>7</sup> Hermann Samuel Reimarus: Die vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion in zehn Abhandlungen auf eine begreifliche Art erklärt und gerettet. 3. verbesserte und stark vermehrte Auflage. Hamburg: Johann Carl Bohn 1766.

und die Analysen zu zersplittern drohen (z.B. Bibelzitate in Klingers *Zwillinge* – S. 224ff.; vgl. Pkt. 3).

2. Der historischen liegt die systematische Fehleinschätzung des Problems zugrunde. Košenina resumiert im Schlußwort: Viele der in der Aufklärung entwickelten Fragen seien noch »aktuell. In besonderem Maße gilt dies für den argumentativen Kern von Anthropologie und Schauspielkunst, für das bis heute unter Philosophen und Neuropsychologen umstrittene Leib-Seele-Problem. Für die Literatur- und Theaterwissenschaft ist die Lösung dieser speziellen Frage kaum von Bedeutung« (S. 294). Zu einfach darf man es sich jedoch im Umgang mit philosophischen Fragestellungen nicht machen. Nur wenn sich der Interpret im klaren ist über die Implikationen und Inhalte des Problems und wenn er die Voraussetzungen und Konsequenzen verschiedener Antworten überblickt, wird er fähig sein, die Dimensionen historischer Lösungsansätze zu erfassen. Vor allem wird es nur unter dieser Bedingung möglich sein, ein Interpretationsraster zu entwickeln, das komplex und vielschichtig genug angelegt ist, Körpersprache, »Seelensprache« und die Themen der Figurenrede konsistent aufeinander zu beziehen. Vokabeln wie das »Innere«, die »Seele«, »Natürlichkeit« verlangen nach Klärung (wie »natürlich« ist Emilia Galotti, die sich selbst als große Sünderin erlebt?). Košenina suggeriert einen Kontrast zwischen dem unvermittelten Ausbruch großer Leidenschaften und der »Seele« (S. 189): aufgrund von welchen Vorentscheidungen? Eine prinzipielle Unsicherheit über die Leib-Seele-Frage scheint hinter der Neutralität des referierenden Forschers versteckt. Andernfalls wäre es kaum möglich, daß Košenina für die Interpretation einer zentralen Stelle der *Emilia Galotti* einen Autor – Peter Utz<sup>8</sup> – zustimmend heranzieht (S. 217f.), der eine diametral entgegengesetzte Sicht des 18. Jahrhunderts vertritt: nicht Integration, sondern Ausgrenzung der Sinne und der Sinnlichkeit, so Utz, mache die Signatur des 18. Jahrhunderts aus; wissenschaftlicher Diskurs und Literatur stehen bei Utz nicht in einem komplementären Verhältnis (die Auffassung Košeninas), sondern in einem Kontrastverhältnis.

3. Seelensprache des Körpers als hermeneutisches Modell: Der Interpretationsansatz greift vornehmlich darin zu kurz, daß die Formeln vom psychophysischen Zusammenhang, von der psychophysischen Gesetzmäßigkeit und Kausalität für die Exploration der Seele selbst genommen werden. Dadurch begibt sich Košenina der Möglichkeit, die Bewußtseinserweiterung, die in den besprochenen Dramen durch den Einbezug von Sinnlichkeit und Körperlichkeit tatsächlich geleistet wird, zu erkennen und zu beschreiben; umgekehrt geht auch der Eigenwert der körpersprachlichen Mittel verloren. So fällt anläßlich der Analyse der *Emilia Galotti* auf, daß der Durchbruch zum Unbewußten, zum vorrationalen »Grund« der Seele, der in den Dialogpartien stattfindet,<sup>9</sup> nicht in den Blick gelangt. Dabei hätte gerade von hierher die Aktion des Körpers auf der Bühne ganz neue Aussagekraft erhalten. Widersprüchlich ist die Klinger-Interpretation. Zwar streift Košenina die Möglichkeit, daß die Körpersprache in diesem Drama eine antipsychologische Tendenz hat (S. 226); auch wird die mangelnde psychologische Motivierung konstatiert. Aber er unterwirft letztendlich die Bühnenvorgänge, die evozierten Bilder und die Kör-

<sup>8</sup> Peter Utz: *Das Auge und das Ohr im Text. Literarische Sinneswahrnehmung in der Goethezeit*. München: Fink 1990.

<sup>9</sup> Vgl. Monika Fick: *Verworrene Perzeptionen. Lessings Emilia Galotti*. In: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 37. 1993. S. 139–163. Hier S. 158f.; dies.: *Die »Offenbarung der Natur«. Eine naturphilosophische Konzeption in Lessings Nathan der Weise*. In: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 39 (1995), S. 113–129.

persprache der psychologisierenden Analyse – der konventionellen Psychologie der Familienrührstücke (S. 231) –, wenn er als Grund für den tragischen Ausgang das mangelnde Einfühlungsvermögen der Verwandten herauspräpariert (vgl. S. 232: »Psychodrama«). Damit geht die zu Beginn angedeutete Einsicht verloren: die Einsicht, daß Klinger das sinnliche Leben in einen Deutungszusammenhang stellt (Bibelzitate!), der das (von Košenina angewendete) psychologische Muster, das Muster der psychophysischen Kausalität mit den Inhalten einer Alltagspsychologie, durchkreuzt bzw. sprengt.

4. Die Defizite in der Analyse von Klingers Drama machen darauf aufmerksam, daß Košeninas hermeneutisches Modell noch ungeeignet ist, um historische Differenzierungen zu erfassen. Er schließt seine Untersuchungen mit einem Ausblick auf Kleist und Hofmannsthal (S. 284ff.); auch bei ihnen erkennt er den Einsatz des Körpers als eines Mittels, Bewegungen der Seele auszudrücken. Hier wird vollends deutlich, wie Körper, Physis und Sinnlichkeit in der Literatur nie »an sich« faßbar sind – so, daß dann an dem »sichtbar« gegebenen Äußeren ein seelischer Ausdruck abzulesen wäre. Wie vielmehr der Körper nur im Erleben, im Bewußtsein vergegenwärtigt bzw. erfahren werden kann, so ist er auch im literarischen Werk einer vorgängigen Deutung unterworfen. Dies gilt gerade dann, wenn von der Unmittelbarkeit des Sinnlichen her Konventionen aufgebrochen werden: auch da geht es um neue Werterfahrungen. Betrachtete man im 18. Jahrhundert die Physis als Teil des gesetzmäßig geordneten Kausalzusammenhangs der Natur, so um die Jahrhundertwende als Verdichtung des metaphysisch begriffenen Lebens. Nur innerhalb eines Rahmens, in dem der Anschluß an die philosophischen Dimensionen des Problems und an die geistesgeschichtliche Entwicklung gewährleistet ist, kann die Bearbeitung des Themas »Körpersprache« zu tragfähigen und in sich konsistenten Ergebnissen führen.

Trotz der Einschränkungen, die für den Interpretationsteil zu machen sind, ist unbestritten, daß Košeninas Studie zur »eloquentia corporis« eine hervorragende Forschungsleistung darstellt, die, was den Facettenreichtum angeht, mit dem das Thema entfaltet wird, den Rang eines grundlegenden Informationswerks besitzt.

Monika Fick (Heidelberg)

KLAUS HEITMANN/TEODORO SCAMARDI (Hg.): *Deutsches Italienbild und italienisches Deutschlandbild im 18. Jahrhundert*. (Reihe der Villa Vigoni, Bd. 9) Tübingen. Niemeyer 1993. 188 S., kart. DM 48,–.

Die für deutsch-italienische Kulturbeziehungen äußerst interessante Reihe des Vereins Villa Vigoni<sup>1</sup> widmet sich auch im vorliegenden Band 9, der die Akten eines Kolloquiums von September 1992 enthält, der komparatistischen Imagologie im Dienste des wechselseitigen Verständnisses zwischen den beiden Völkern. Fünfzehn, in die beiden im Titel

<sup>1</sup> Beispielhaft sei hier nur an ältere Bände der Reihe erinnert:

Band 1: Goethe und Manzoni. Deutsch-italienische Beziehungen um 1800. Hg. von Werner Ross;

Band 2: Literaturgeschichtsschreibung in Italien und Deutschland. Traditionen und aktuelle Probleme. Hg. von Frank Baasner;

Band 4: Renaissance und Renaissancismus von Jacob Burckhardt bis Thomas Mann. Hg. von August Buck;

Band 5: Kunstdliteratur als Italienerfahrung. Hg. von Helmut Pfotenbauer.

angekündigten Perspektiven aufgeteilte Beiträge skizzieren die sicher repräsentativsten Einzelaspekte der Reiseliteratur des deutschen und italienischen Sprachraumes zu einem Zeitpunkt, als zumindest die Reise nach dem Süden einen zahlenmäßigen Aufschwung zu einer Vorstufe des kulturellen Massentourismus erfährt.

In der kurzen Einleitung der Herausgeber wird in einem forschungsgeschichtlichen Überblick bereits auf das starke Ungleichgewicht in Reisebewegungen und -berichten aus den beiden Räumen hingewiesen: »[...] den etwa 110 deutschen Reiseberichten, gedruckten und ungedruckten, über Italien im 18. Jahrhundert stehen [...] nur 20 über Deutschland (einschließlich Österreich) im gleichen Zeitraum gegenüber« (S. 3). Dieses »Mißverhältnis« setzt sich in der grundlegenden Sekundärliteratur fort, wo von den Herausgebern 13 Autoren bzw. Titel über Italien nur 4 über Deutschland entgegengestellt werden können. Das mag allerdings auch an dem von italienischer Seite stärkeren historiographischen Interesse an der systematischen Erforschung dieser Textgattung liegen, zu der interdisziplinäre Sammelbände<sup>2</sup> und Tagungen<sup>3</sup> über einzelne Regionen sowie vor allem die Tätigkeit des Centro Interuniversitario di Ricerca sul Viaggio in Italia an der Universität Turin beitragen. Als einziger Grundsatzartikel versucht im übrigen der Beitrag von Enzo-Giorgio Fazio (La letteratura odepórica del Settecento. Itinerari epistemologico-bibliografici. S. 102–111) Charakteristika der Textsorte »Reisebericht« zu ermitteln, wobei die bekannte Argumentation bezüglich der Spannung zwischen Wirklichkeit und Erzählung resümiert wird, laut der jeder mit anderem Ziel reist, mit anderen Augen sieht und dafür andere Worte zur Wiedergabe wählt. Mangels einer brauchbaren »Reisepsychologie« bleibt laut Fazio nur die Typologie von Kavaliersreise, aufklärerischer Reise, Bildungsreise, gelehrter Reise, Kunstreise und Wallfahrt, um eine Klassifizierung der Berichte vorzunehmen. Da sich aber diese Kategorien zunächst auf die explizit gemachten oder herausgelesenen Intentionen des Reisenden beziehen und keinerlei Hinweise auf die Art der Darstellung (auch ein Wallfahrtsbericht kann sich von einer geologischen Exploration bis zu einem politischen Pamphlet erstrecken) einschließen, müssen sie m. E. so unbefriedigend bleiben, wie es eine auf »Absichtserklärungen« der Autoren beruhende Literaturgeschichte wäre. Einerseits muß daher bedauert werden, daß Fazio diesen kritischen Ansatz nicht weiterführt, andererseits beinhaltet der letzte Teil seines Beitrages (S. 109–111) einen ungemein wertvollen, weil bewertenden Überblick über italienische und deutsche (einschl. Österreich und Schweiz) Archive und Sammlungen, in welchen einschlägiges Material liegt.

Mit mehr praktischem Anspruch weist Erika Kanduth am Ende ihres Beitrages (Das Österreichbild in italienischen Briefdokumenten des 18. Jahrhunderts, S. 180–188) ebenfalls auf diese Problematik der Entschlüsselung von privaten, halboffiziellen und offiziellen Texten hin, welche Reiseberichte und Briefe naturgemäß sind: »Sie stellen ein erlebendes Ich in den Vordergrund und objektivieren die erfahrene Welt« (S. 187). Zu dieser selbst gewählten Position kommt bei offiziellen Briefen und zur Veröffentlichung bestimmten Berichten natürlich die Geprägtheit des Schreibenden durch die Erwartungen seiner Leser bzw. die daraus abgeleiteten Wirkungsabsichten. Kanduth wählt aus bisher weitgehend unbearbeiteten Briefsammlungen von Italienern zwei Autoren, die in gegensätzlichem Verhältnis zur österreichischen Herrschaft stehen, um an ihren Äußerungen einerseits für

<sup>2</sup> Wie z. B. *Viaggi e viaggiatori in Emilia e Romagna*. Hg. von Giorgio Cusatelli. Bologna 1986.

<sup>3</sup> *Il viaggio in Italia di Goethe e il mito della Sicilia. Un paese indicibilmente bello*. Palermo 1987.

das aufgeklärte Norditalien typische Haltungen, andererseits das sich verändernde Bild von der gleichen Wirklichkeit bei unterschiedlichen Erfahrungsweisen zu zeigen. Carlo Antonio Pilati attackiert die Rückständigkeit des österreichischen Erziehungswesens und der Bürokratie, um im Gegensatz dazu den preußischen Fortschritt zu loben. Der in die Finanzverwaltung der damals österreichischen Lombardei eingebundene Gian Rinaldo Carli sieht die Dinge naturgemäß anders: »Das Gesamtkorpus der Briefe bestätigt den Zeitgenossen und der Nachwelt das Reformbestreben, das von der lombardischen Aufklärung ausgeht und das sich mit den Regierungsabsichten des kaiserlichen Hofes deckt« (S. 184).

Christof Dipper (Das politische Italienbild der deutschen Spätaufklärung, S. 7–25) beschäftigt sich mit dem politischen Interesse für das sogenannte »Reichsitalien« im Rahmen einer allgemeinen Politisierung des deutschen Bürgertums nach dem Siebenjährigen Krieg: »Die Freiheit war, jedenfalls für das damals tonangebende protestantische Deutschland, nicht nur vom katholischen Österreich bedroht, sondern vom Katholizismus überhaupt. Denn erstmals seit zwei Jahrhunderten verliefen quer durch Europa, und zwar als Folge der »diplomatischen Revolution« von 1756, die Konfliktlinien parallel zu den Konfessionsgrenzen« (S. 11). Um die nun gewandelte Interessenlage des deutschen Publikums in bezug auf die Berichterstattung über Italien zu zeigen, präsentiert Dipper die Sichtweisen von Johann Jakob Volkmann (Historisch-kritische Nachrichten von Italien. 3 Bde. Leipzig 1770–1771), Christian Joseph Jagemann (Briefe über Italien. 3 Bde. Weimar 1778–1785), Anton Friderich Büsching (Erdbeschreibung 4. Teil, welcher Italien und Großbritannien enthält. Hamburg 8. Aufl. 1789) und Johann Wilhelm von Archenholz (England und Italien. Bd. 2. Leipzig 1786). Seltsam mag allerdings bezüglich der »konfessionellen« These von Dipper die Tatsache anmuten, daß z. B. Volkmann dann auf so unterschiedliche französische Vorbilder wie Richard<sup>4</sup> und Lalande<sup>5</sup> zurückgreift. Zweifelhaft scheint es angesichts der komplexen politischen Entwicklung der verschiedenen Kleinstaaten im 17. und 18. Jahrhundert m. E. auch, Italien noch als »ein durch und durch gegenreformatorisch geprägtes Land« (S. 12) zu bezeichnen. Daß die unter dem Zeichen der Aufklärung stehenden Schriften von u. a. Giannone<sup>6</sup> oder Beccaria<sup>7</sup> Beachtung im protestantischen Norden finden, ist angesichts des allgemeinen Interesses für Fortschritt und z. T. persönlicher Kontakte dieser Autoren mit dem deutschsprachigen Raum kaum überraschend. Bedenklich ist für Dippers konfessionelle Argumentation aber wieder, daß eine der beiden ersten

<sup>4</sup> Jean Pierre Richard (1720–1795): Description historique et critique de l'Italie, ou Nouveaux Mémoires sur l'état actuel de son gouvernement, des sciences, des arts, du commerce, de la population, et de l'histoire naturelle. Dijon 1766. Der Abbé Richard ist Gegner der Aufklärung.

<sup>5</sup> Joseph Jérôme Lefrançois de Lalande (1732–1807): Voyage d'un Français en Italie fait dans les années 1765 et 1766. Venise/Paris 1769. Lalande, der sich vor allem mit Astroномie beschäftigt, traf im übrigen Voltaire und La Mettrie bei einem Aufenthalt am Hof Friedrichs II.

<sup>6</sup> Pietro Giannone (1676–1748): Istoria civile del regno di Napoli. Napoli 1723. Giannone bezieht um 1730 eine Pension des Wiener Hofes.

<sup>7</sup> Cesare Beccaria (1738–1794): Dei delitti e delle pene. Livorno 1764. Die französische Übersetzung von Beccarias Hauptwerk durch André Morellet erscheint schon 1765 in Paris, wo der Autor 1766 auch von den französischen Aufklärern begeistert empfangen wird.

deutschen Übersetzungen von Filangieris Werk<sup>8</sup> 1784 in Wien<sup>9</sup> zu erscheinen beginnt. In einer Zusammenfassung von Rezensionen und Übersetzungen der Schriften italienischer Aufklärer und einem anschließenden Vergleich mit den besprochenen deutschen Handbüchern für Reisende stellt Dipper eine beachtliche Diskrepanz fest, weil in letzteren vor allem ein ›Dekadenzparadigma‹ vorherrscht. Die Fragen, ob nun italienische Realität und aufklärerische Theorie oder aber Funktion und Publikum der beiden Gattungen so entscheidend auseinanderklaffen, vermag der Beitrag nicht zu beantworten: »Der Einfluß der italienischen Nationalökonomien, die damals neben den Engländern fraglos die originellsten Vertreter ihres Faches waren, ist dagegen unbekannt, wenn man von einzelnen Rezensionen absieht« (S. 25).

Albert Meier (Das Land zum Buch. Klassische Literatur und Italienwahrnehmung im 18. Jahrhundert, S. 26–36) präsentiert zunächst Addison<sup>10</sup> als Initiator einer neuen, nämlich philologischen Italiensicht. Im Gegensatz zu den noch aus literarischen Mosaiken bestehenden humanistischen Beschreibungen (als Beispiel wird Georg Sabinus genannt) wäre demnach im 18. Jahrhundert eine bewußtere Auswahl der zitierten Autoren festzustellen. In den Beschreibungen von Goethe, Herder und Seume tritt zusätzlich eine Konfrontation der philologischen Quellen mit der aktuellen Wirklichkeit zutage: »Für alle gibt es keine Beschäftigung mit den rhetorischen Zeugnissen mehr, die nicht an die Lebenswirklichkeit Italien rückgebunden wäre. Anders als die Humanisten sind die Reisenden des 18. Jahrhunderts auf das sinnliche Erlebnis angewiesen [...]« (S. 35). – Klaus Heitmanns Beitrag im ›italienischen Teil‹ (Niccolò Madrisios Reisebilder aus Deutschland von 1718, S. 122–136) dokumentiert, daß dieser Übergang von Nuancen geprägt ist. Als Wechselspiel von Versen und Prosakommentar, formal orientiert an Jacopo Sannazaros ›Arcadia‹ (1504) und Francesco Redis ›Bacco in Toscana‹ (1685), »entspricht Madrisios Expedition über die Alpen dem [Typ] der Gelehrtenreise aus humanistischem Geist« (S. 126).

Einigermaßen überraschend beginnt Peter Michelsen seinen Beitrag (Das Italienbild in Wilhelm Heinses *Ardinghello*. S. 37–48): »Heinses zuerst erschienener Roman *Ardinghello* muß in seiner Totalität aus zwei Gründen als mißglückt gelten: 1) aus kompositionellen Gründen [...] 2) aus Gründen unzureichender Personengestaltung [...]« (S. 37). Vor dem finsternen Hintergrund eines solchen Werturteils<sup>11</sup> dann die Faszination von Heinses Landschafts- und Kunstbeschreibungen allein für den Erfolg des Werkes verantwortlich zu machen, scheint insofern fragwürdig, als die Sinnlichkeit des Textes kurz darauf durch ein Goethe-Zitat und eine Einstufung des Verfassers selbst hervorgehoben wird. Michelsen demonstriert dann an ausgewählten Beispielen (darunter die berühmten Gardasee- und

<sup>8</sup> Gaetano Filangieri (1752–1788): *Scienza della legislazione*. 7 Vol. Napoli: Raimondi 1780–1785.

<sup>9</sup> Ich konnte diese Übersetzung leider nicht ausfindig machen; wohl aber die zweite: *System der Gesetzgebung*. Aus dem Italienischen. 8 Bde. Anspach: Haueisen 1784–1793.

<sup>10</sup> Joseph Addison (1672–1719): *Remarks on Several Parts of Italy*. London 1705. Addison gründet 1712 den ›Spectator‹.

<sup>11</sup> Andererseits wundert sich Michelsen in einer Fußnote darüber, daß Heinses Ariost-Übersetzung (Roland der Wüthende ein Heldengedicht von Ludwig Ariost dem Göttlichen. Hannover 1782–1783) ›bis heute noch keine angemessene Würdigung erfahren‹ habe. Diesbezüglich sei hier nur an Goethe erinnert: »Wohl, Ariosto, bist du ein wahrhaft unsterblicher Dichter,/ Denn da du hier nicht starbst, stirbst du, du Göttlicher, nie.« (WA, Abt. 1, Bd. 5, S. 295)

Vesuvpassagen) ›beschreibungskonstituierende Faktoren‹ in Heinses Stil, ohne jedoch die Funktion dieser ›Kleinkunstwerke‹ innerhalb des angeblich in seiner Totalität mißglückten Romans zu analysieren. Es wäre immerhin zu überlegen, ob diese von außen einströmende Sinnlichkeit nicht die Basis für die im Charakter der Hauptperson angelegten Leidenschaften bilden soll, wodurch südliche Landschaft bzw. ihre literarische Umsetzung Heinses ungezügeltten Menschentyp hervorbringt.

Jochen Heymann (Gian Lodovico Bianconi und Johann Joachim Winckelmann. Anmerkungen zur Entstehung des klassischen deutschen Italienbildes, S. 49–59) legt den Einfluß des Leibarztes von August III. und Friedrich Christian von Sachsen auf Karriere und Ideen des zu seiner Zeit bedeutendsten Vermittlers eines neuen Antike-Bildes dar. Bianconi, der schon mit seinem *Journal des Savans d'Italie* (Amsterdam [= Leipzig] 1748–1749) große Bedeutung für die Rezeption italienischer Literatur in Deutschland erlangt, stellt sich in der hier beschriebenen Korrespondenz als Anreger entscheidender Kontakte heraus: »Er verwies Winckelmann an Anton Raphael Mengs, den er seit 1750 kannte und mit dem bald auch Winckelmann eine langjährige Freundschaft verband« (S. 52).<sup>12</sup>

Ulrike Böhmel Fichera erinnert zu Beginn ihres Beitrages (Italien von und für Frauen gesehen, S. 60–71) daran, daß Frauen des Bürgertums trotz aufklärerischer Tendenzen in der Regel sowohl von der Reise selbst als auch von deren Verarbeitung ausgeschlossen bleiben. Um so bemerkenswerter sind die drei folgenden Ausnahmen: Dorothea von Schlözer, Sophie von La Roche und Friederike Brun. Die prägnanten Skizzen von den drei Autorinnen und ihren Reisebeschreibungen enden mit der Feststellung, daß sich diese ›weiblichen‹ Berichte gegenüber der traditionell ›männlichen‹ Reiseliteratur nur durch eine vorsichtige ›Halbherzigkeit‹ in den Kommentaren auszeichnen. – Heide Hollmer (Zwischen Enthusiasmus und Dilettantismus. Die *Briefe über Italien* der Herzoginmutter Anna Amalia von Sachsen-Weimar-Eisenach, S. 72–83) zeigt die Entwicklung von der tatsächlichen Reise der Herzoginmutter 1788–1790 und dem Reisetagebuch der Hofdame Luise von Göchhausen bis zu jenen im Titel genannten, fiktiven Briefen, die der ›Kategorie des enthusiastischen Dilettanten‹ zugeordnet werden. Bemerkenswert sind daran lediglich die Abweichungen von der üblichen Route, so daß Ischia und das äußerst selten bereiste Apulien Erwähnung finden.

Darauf folgt Teodoro Scamardis (»Briganti e assassini« nella »più bella provincia della bella Italia«. L'immagine della Calabria nella Germania del sec. XVIII, S. 84–101) Bilanz über die Darstellung einer weiteren ›terra incognita‹ für die deutschen Reisenden vor Seume. In der Römerzeit bereits von Arkadien zum wilden Barbarenland (möglicherweise wegen des Bündnisses der lokalen Bevölkerung mit Hannibal) degradiert, fasziniert Kalabrien die Reisenden des 18. Jahrhunderts<sup>13</sup> vor allem wegen seiner ethnographischen und

<sup>12</sup> Zur Bedeutung dieser Freundschaft für Winckelmanns Schaffen vgl. Thomas O. Pelzel: Mengs and his German Critics. In: Gerhart Hoffmeister (Hg.): Goethe in Italy, 1786–1786. (Amsterdamer Publikationen zur Sprache und Literatur, 76. Band) Amsterdam: Rodopi 1988, S. 95–113.

<sup>13</sup> Scamardi zitiert dazu Germanus Adlerhold [pseud.?]: Neu-eröffnetes Italien ... Nürnberg 1702. Ich konnte nicht überprüfen, in welchem Verhältnis dieser Titel zu folgenden, ebenso bemerkenswerten Schriften desselben Autors steht: Das neugeharnischte Meyland oder umständliche Beschreibung des [...] Staats Meylands [...] nun zum andermal gedruckt. Nürnberg: Joh. Leonhard Buggel 1702; Umständliche Beschreibung des anjetzo vom Krieg neu-bedrohten sonst herrlichen Königreich Neapolis nach dessen bewundernswürdigen Naturgütern. Nürnberg: Joh. Leonhard Buggel 1702; Umständlich Beschreibung Deß nunmehr vom Krieg nachdrücklichst befreiten herrlichen

geologisch-vulkanologischen Besonderheiten. Scamardi zeigt, daß sich erst mit Stolberg<sup>14</sup> und Jacobi<sup>15</sup> ein vielfältigeres, weil realistischeres Bild der Region durchzusetzen beginnt.

Die Darstellung der ›italienischen‹ Perspektive beginnt Anna Patrucco Becchi (*I diversi volti della Germania nelle relazioni di viaggio italiane del Settecento*, S. 112–121) mit einem Überblick über die Werke der sechs bekanntesten Deutschlandreisenden: Es sind dies die fünf prominenten Emigranten Gian Lodovico Bianconi, Cosimo Alessandro Colini, Carlo Antonio Pilati und Carlo Denina sowie Aurelio de' Giorgi Bertòla. Gemeinsam ist diesen Beschreibungen, daß die Gebiete nördlich der Alpen immer als Bestätigung für die Schönheit Italiens herangezogen werden: »In poche parole: visitiamo la Germania per capire quanto bella al paragone è l'Italia« (S. 114).<sup>16</sup> Diesem Urteil fügen die aufgeklärten Geister nur hinzu, daß man viel von den Deutschen lernen kann, so daß Charakterstudien dieses intellektuell so erfolgreichen Volkes stets einen breiten Raum einnehmen. Die dabei anzutreffenden Klischees haben eine lange Tradition, auf die die Autorin leider nicht hinweist.<sup>17</sup> Ihr Beitrag bildet eine Einleitung zu jenen von Camerino, Buck und Steinkamp. Giuseppe Antonio Camerino (»Le cose più rare«: *la Germania di Gian Lodovico Bianconi*, S. 137–147) analysiert nämlich zehn Briefe Bianconis aus Dresden an Filippo Hercolani, in welchen vor allem der bayrische Raum und seine Hauptstadt in bezug auf bemerkenswerte Kunstdenkmäler präsentiert wird. Aus diesen auch in einer Übersetzung<sup>18</sup> vorliegenden Schriften werden die für den Geschmack Bianconis aussagekräftigsten Passagen ausgewählt und kurz kommentiert.

Wesentlich interessanter ist dagegen der Beitrag von Volker Steinkamp (Zum Preußenbild in *La Prusse littéraire* von Carlo Denina, S. 170–179), weil darin auf den Hauptteil von Deninas Werk als bisher vielleicht wenig beachtete Informationsquelle hingewiesen wird. Diese »Histoire abrégée de la plupart des auteurs, des académiciens et des artistes qui sont nés ou qui ont vécu dans les états prussiens depuis MDCCXL jusqu'à MDCCLXXXVI« enthält »eine Fülle von Details über, zum Teil zweit- oder dritrangige Autoren, deren Informationsgehalt schon für den zeitgenössischen Leser wohl als eher gering einzuschätzen ist« (S. 172). Eben dies aber macht die Liste m.E. noch wertvoller, weil darin sonst verschollene Daten zu finden sind. Steinkamp beschäftigt sich hauptsächlich mit Deninas Absicht, die historischen Entstehungsbedingungen von Literatur zu klä-

---

Königreichs Neapolis, nach dessen bewundernswürdigen Natur-Gütern, Fruchtbarkeit [...] Nürnberg: Adelbulner 1708.

<sup>14</sup> Friedrich Leopold zu Stolberg: *Reise in Deutschland, der Schweiz, Italien und Sicilien*. Leipzig/Königsberg 1794.

<sup>15</sup> Georg Arnold Jacobi: *Briefe aus der Schweiz und Italien, an das väterliche Haus nach Düsseldorf geschrieben*. Lübeck/Leipzig 1797.

<sup>16</sup> Kurz gesagt: wir besuchen Deutschland um zu verstehen, wie schön Italien im Vergleich dazu ist.

<sup>17</sup> Vgl. Peter Amelung: *Das Bild des Deutschen in der italienischen Renaissance 1400–1559*. München 1964, und Horst Rüdiger: *Literarisches Klischee und lebendige Erfahrung. Über das Bild des Deutschen in der italienischen Literatur und des Italieners in der deutschen Literatur*. Düsseldorf 1966, sowie ders.: *Die italienischen Stereotypen von den Deutschen und ihre Ursprünge oder von der Zähigkeit literarischer Klischees*. In: *Jahresring* 26 (1979/1980), S. 8–19.

<sup>18</sup> Gian Lodovico Bianconi: *Briefe an den Marchese Hercolani über die Merkwürdigkeiten Bayerns und anderer deutscher Länder (1762)*. Eingeleitet, verdeutscht und erläutert von Horst Rüdiger. Mainz/Berlin 1964.



ren und eine ›Sozialgeschichte‹ avant la lettre zu schreiben,<sup>19</sup> und weist auf wichtige Literatur zu diesem Thema hin. Auch wenn der Beitrag nicht darauf eingeht, darf man vermuten, daß dieses Konzept Deninas auf Vicos Idee von den historischen Entwicklungsperioden der Völker mit den jeweils dazugehörigen Kulturstufen beruht<sup>20</sup> und damit ein Konzept der Romantik vorwegnimmt. Mit Rücksicht auf die relative Jugend Deutschlands als Kulturnation findet Denina Gelegenheit, die Vorurteile gegenüber der mangelhaften Entwicklung deutscher Dichtung zumindest abzuschwächen und die durch die Aufklärung erzielten Fortschritte anzuerkennen.

Diese relative Offenheit Deninas kann auf eine seit der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in den italienischen Sprach- und Literaturdiskussionen wirksame Strömung zurückgeführt werden, die man in der Forschung als ›fervore europeistico‹ (Europabegeisterung) bezeichnet und deren Bemühungen die Ansätze von Staël<sup>21</sup> und Sismondi<sup>22</sup> vorbereiten helfen. August Bucks Beitrag (Aurelio de' Giorgi Bertòlas Deutschlandbild, S. 161–169) setzt sich mit dem bedeutendsten Vertreter dieser Richtung auseinander, der eine zu seiner Zeit entscheidende Lücke im Vergleich zwischen den europäischen Nationalliteraturen mit der italienischen füllen möchte. Bertòla verfaßt die erste deutsche Literaturgeschichte in italienischer Sprache<sup>23</sup> in der Absicht, die von ihm geschätzten Autoren der Empfindsamkeit (Albrecht von Haller, Ewald von Kleist und Salomon Gessner) gegen die abwertende Kritik seiner Landsleute zu verteidigen. Buck zeigt, daß Bertòla während seiner vielzitierten Rheinreise 1787 gerade jene Landschaftserfahrung sucht, die er bei den genannten Autoren (vor allem bei dem von ihm übersetzten und auf dem Weg nach Deutschland auch besuchten Gessner) entdeckt und die er für einen Nationalcharakter hält: »Es ist die Gessners Hirten und Hirtinnen beseelende Herzensgüte, die Bertòla in den Rheinländern, namentlich im einfachen Volk wiederentdecken zu können glaubt« (S. 169).

Wolfgang Friedrichs (Die Deutschlandreisen Kardinal Garampis, S. 148–160) analysiert schließlich die Eindrücke eines in päpstlichem Auftrag reisenden Kardinals, der in seinem ›Diario‹ Sehenswürdigkeiten und persönliche Kontakte beschreibt. Friedrichs streicht dabei besonders das Selbstzeugnis eines ›aufgeklärten‹ Kirchenpolitikers heraus, der in seiner Kritik am katholischen deutschen Klerus ein Abbild seiner eigenen Gespaltenheit darlegt.

Insgesamt zeichnet sich dieser Band also weniger durch seine Bilanzen, als vielmehr durch den Facettenreichtum der vorgeführten Individuen und ihrer Erfahrungsweisen aus. Bedauerlich ist lediglich das Fehlen jeglicher Register, die gerade dem an einzelnen Regionen oder Personen interessierten Benützer hilfreich wären.

Alfred Noe (Wien)

<sup>19</sup> Vgl. dazu die auf S. 173 zitierte Erklärung: »Ce genre d'histoire comprend nécessairement l'histoire civile, celle des arts, celle de la législation & du gouvernement [...]«

<sup>20</sup> Giambattista Vico: *La scienza nuova giusta l'edizione del 1744*. 2 vol. (Biblioteca filosofica Laterza 4–5) Bari 1974, besonders Lib. II, sez. II, cap. IV: Corollari d'intorno all'origini delle lingue e delle lettere; e, quivi dentro, l'origini de' geroglifici, delle leggi, de' nomi, dell'insegne gentilizie, delle medaglie, delle monete; e quindi della prima lingua e letteratura del diritto natural delle genti.

<sup>21</sup> Madame de Staël: *De l'Allemagne*. Paris 1810 bzw. London/Paris 1813.

<sup>22</sup> Jean Charles Léonard Simonde de Sismondi: *De la Littérature du Midi de l'Europe*. 4 vol. Paris: Treuttel & Würz 1813.

<sup>23</sup> *Idea della poesia alemanna*. Napoli 1779, und in der erweiterten Fassung: *Idea della bella letteratura alemanna*. 2 vol. Lucca 1784.

DORIS KUHLES: *Deutsche literarische Zeitschriften von der Aufklärung bis zur Romantik*. Bibliographie der kritischen Literatur von den Anfängen bis 1990 (Stiftung Weimarer Klassik. Herzogin Anna Amalia Bibliothek), München u. a.: Saur 1994. Teil 1: S. VII–LI, 1–306; Teil 2: S. 307–554, geb., DM 398,–

Wer sich mit den gedruckten Periodika des 18. und frühen 19. Jahrhunderts beschäftigt, des Zeitraums also, in dem diese als Forum der sich entfaltenden bürgerlichen Öffentlichkeit Bedeutung erlangten, kennt die häufig mühevollen Suche nicht nur nach den Originalen, sondern auch nach der Literatur über dieselben. Die Zeitschriften und Zeitungen der Vergangenheit bieten der Literatur-, Geschichts- und Publizistikwissenschaft reichliches Material zur Auswertung. Entsprechend breitgefächert sind die Publikationsorte: es sind die Monographien und Zeitschriften nicht nur einer, sondern dreier universitärer Disziplinen. Erschwerend für die Literaturrecherche ist darüber hinaus der Umstand, daß die alten »Blätter« und »Journale« häufig erstmals in älteren, schwer zugänglichen Dissertationen untersucht wurden und außerdem ein beliebter Gegenstand heimatkundlicher Forschung gewesen sind; die Beiträge in landeskundlichen Zeitschriften und Festschriften lassen sich besonders schwer erschließen.

Diesen Mißlichkeiten abzuhelpen hat sich Doris Kuhles, ausgewiesen unter anderem durch ihre Lessing-Bibliographie 1971–1985 (Berlin, Weimar 1988), zum Ziel gesetzt, und es ist ihr – das sei gleich vorweg gesagt – in hervorragender Weise gelungen. Im Rahmen eines langfristigen Projekts der Herzogin Anna Amalia Bibliothek Weimar zur Inhaltserschließung verschiedener Zeitschriftengruppen legt sie als erste Publikation eine Spezialbibliographie der Literatur von den Anfängen (1688) bis heute (Juni 1990 mit einzelnen Nachträgen des Jahres 1991) über die deutschen literarischen Zeitschriften der Aufklärung und Romantik (1688 bis etwa 1830) vor. Zugrunde gelegt wird der Literaturbegriff in dem weiten, heutige Fachdisziplinen übergreifenden Verständnis des 18. Jahrhunderts. Die untere Grenze des Berichtzeitraums bildet, gestützt auf Jürgen Wilke (*Literarische Zeitschriften des 18. Jahrhunderts* (1688–1789), 2 Bde., Stuttgart 1978, vgl. Titel Nr. 15), das Erscheinen der *Monatsgespräche* von Christian Thomasius. Für die Zeit bis 1830 wird die zeitgenössische Literatur über die literarischen Zeitschriften nach dem Stand ihrer heutigen bibliographischen Erschließung erfaßt; für den anschließenden Zeitraum ist Vollständigkeit angestrebt. Innerhalb der thematischen Rubriken der Bibliographie sind die Titel chronologisch nach ihrem Erscheinungsjahr verzeichnet.

Im ersten Band folgt dem Inhaltsverzeichnis für beide Teile, dem Vorwort und dem Abkürzungsverzeichnis eine hübsche und aufwendige Einladung an den Leser: Abbildungen der Herausgeber und der Titelkupfer der wichtigsten literarischen Zeitschriften des Berichtzeitraums. Teil 1 der Bibliographie beginnt (1.) mit den »Allgemeine[n] Handbücher[n], Nachschlagewerke[n], Bibliographien und Verzeichnisse[n]«, aufgeteilt in zwei Unterrubriken (1.1. und 1.2.). Es folgt (2.) »Literatur zu allgemeinen Fragen und zu einzelnen Perioden«, zunächst (2.1.) »Übergreifende Darstellungen. Forschungsgeschichte«, untergliedert in »Historische Darstellungen, einzelne Perioden – Forschungsgeschichte –«, »Typologisch-methodische Darstellungen«, »Publikum und Öffentlichkeit. Lektüre« sowie »Zensur«. Es schließen sich an (2.2.) die Rubriken der »Einzelne[n] Zeitschriften-Arten und -Typen« (17 Untergruppen und eine Rubrik für »Allgemeines und Übergreifendes«), danach folgt (2.3.) eine Auflistung der Literatur über »Einzelne Themen in Zeitschriften und Zeitungen«. Die (2.4.) »Regionale und topographische Zuordnung« der Titel ist zweifach

aufgegliedert, ebenso die folgende Rubrik (2.5.) mit Literatur über »Personen (Herausgeber, Beiträger, Rezensenten u. a.)«.

Der zweite Band enthält – nach dem wiederholten Abdruck des Inhaltsverzeichnisses für beide Teile, des Vorworts und des Abkürzungsverzeichnisses – Teil 2 der Bibliographie. Er verzeichnet (3.) die »Literatur zu einzelnen Zeitschriften«, gegliedert in (3.1.) »Neuausgaben und Reprints, Mikroformen« mit zwei Unterrubriken sowie (3.2.) »Sekundärliteratur (alphabetisch)«. Das abschließende (4.) Register enthält ein (4.1.) »Namen- und Sachregister« sowie ein (4.2.) »Titelregister der Zeitschriften und Zeitungen«.

Diese Bibliographie zeichnet besonders aus, daß Doris Kuhles den Inhalt der genannten Titel – in aller gebotenen Kürze – erschließt. Fast jede Publikation erhält einen Kommentar in irgendeiner Form: ein oder mehrere Schlagworte, die sich im Register wiederfinden, ein paar Sätze, einen Auszug aus dem Inhaltsverzeichnis. Auf diese Weise wird der im Titel häufig nicht erkennbare nähere Bezug einer Publikation zu den literarischen Zeitschriften des 18. Jahrhunderts dem Leser zugänglich gemacht. Doris Kuhles nennt insbesondere den behandelten Zeitschriftentyp oder sogar die einzelnen Zeitschriften mit ihren Herausgebern. Als Beispiel sei Titel Nr. 377 angeführt: Edith Krull: *Das Wirken der Frau im frühen deutschen Zeitschriftenwesen*, Berlin 1939. Doris Kuhles zitiert hier aus dem Inhaltsverzeichnis, das die untersuchten, wenig bekannten Zeitschriften mit ihren Herausgeberinnen und ihrem Erscheinungszeitraum nennt. Die Namen der Herausgeberinnen werden außerdem als Registerstichworte ausgewiesen. Ein weiteres, willkürlich herausgegriffenes Beispiel seit Titel Nr. 469: Wolfdietrich Rasch: *Freundschaftskult und Freundschaftsdichtung im deutschen Schrifttum des 18. Jahrhunderts vom Ausgang des Barock bis zu Klopstock*, Halle/S. 1936. Doris Kuhles führt die Kapitel an, die sich mit Zeitschriften beschäftigen, und nennt die untersuchten Zeitschriften, den Sachbegriff »Freundschaftsdichtung«, den Zeitschriftentyp »Moralische Wochenschriften« und den Namen »Klopstock, Friedrich« als Stichwortkette. Eine große Hilfe für den Literatursuchenden!

Neben dieser Leistung, die eine Autopsie aller in die Bibliographie aufgenommenen Publikationen nötig machte, fallen kleinere Nachlässigkeiten kaum ins Gewicht. So wäre anzumerken, daß eine Trennung von Zeitschrift und Zeitung entgegen der Ansicht der Autorin für das 18. Jahrhundert kaum schwieriger ist als für die heutige Zeit; der Forschungsstand von Karl d'Ester (*Zeitungswesen*, Breslau 1928, vgl. Titel Nr. 127), auf den sich Doris Kuhles dazu stützt, ist überholt. Spätestens Emil Dovifat (*Handbuch der Publizistik*, Bd. 1, Berlin 1969, vgl. Titel Nr. 12) hat ein Kriterienraster geliefert, mit dem die prinzipielle Unterscheidung beider Gattungen möglich ist: Beide haben zwar *Periodizität* und *Publizität* als Kriterien gemeinsam, die Zeitung weist darüber hinaus jedoch im Unterschied zur Zeitschrift auch inhaltliche *Universalität* und größtmögliche *Aktualität* auf. Zeitschriftenartige literarische Beilagen und ähnliche Mischformen bestätigen die Regel damals nicht weniger als heute.

Zu kritisieren wäre, daß das Titelregister zwar sowohl den offiziellen Zeitungsnamen *Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen* als auch den inoffiziellen Titel desselben Blattes, *Haude- und Spenersche Zeitung*, enthält – jeweils mit Querverweis zum anderen Namen –, daß sich die Literaturverweise jedoch nur hinsichtlich einer einzigen Nummer decken. Eine Zusammenfassung der Verweise unter einem der beiden Titel und ein schlichter Querverweis darauf beim zweiten Namen der Zeitung wäre sinnvoller gewesen. Der offizielle Titel der konkurrierenden *Vossischen Zeitung*, die eigentlich *Berlinische privilegierte Zeitung* hieß, fehlt dagegen im Titelregister ganz. Anders liegt der Fall bei der *Staats- und gelehrten Zeitung des Hamburgischen unpartheyischen Corresponden-*

ten. Nur ein Literaturverweis findet sich unter diesem vollen Namen des Blattes verzeichnet, während unter seinem Kurztitel, *Der Hamburgische unpartheyische Correspondent*, die meisten Literaturverweise aufgelistet sind. Da die Querverweise zwischen Voll- und Kurztitel fehlen und sich die Literaturhinweise nicht decken, entsteht der Eindruck, es handle sich um zwei verschiedene Zeitungen. Darüber hinaus fehlt im Register der – wie im Fall der Berliner Zeitungen – verbreitete inoffizielle Name dieses Blattes, der Titel *Grundsche Zeitung* nach dem Herausgeber und Verleger Georg Christian Grund und seinen Erben.

Trotz solcher kleineren Unstimmigkeiten läßt sich mit der neuen Bibliographie von Doris Kuhles trefflich arbeiten. Der Leser sollte dabei berücksichtigen, daß auf Doppelintragungen bewußt verzichtet wurde, und sein Themengebiet von mehreren Seiten her erschließen. Beschäftigt er sich z. B. mit den Intelligenzblättern, so findet er in der Rubrik 2.2. »Einzelne Zeitschriften-Arten und -Typen«, Unterrubrik »Intelligenzblätter«, 15 Titel (Nr. 398a–408a) sowie drei weitere Literaturverweise (Nr. 309, Nr. 954, Nr. 1163). Ein Blick in das »Namen- und Sachregister« unter dem Stichwort »Intelligenzblätter, Intelligenzwesen« erschließt weitere 66 Literaturtitel und gibt darüber hinaus den Hinweis »s. a. einzelne Titel«. Eine dadurch angeregte Durchsicht des Titelregisters nach Zeitschriften bzw. Zeitungen, in deren Titel der Begriff »Intelligenzblatt« enthalten ist, führt zu 10 zusätzlichen Hinweisen: Nr. 846 (*Intelligenzblatt der gefürsteten Grafschaft Tirol*), Nr. 763 (*Intelligenzblatt für Litthauen*), Nr. 1050 (*Lippische Intelligenzblätter*), Nr. 2657 (*Mindensches Intelligenzblatt*), Nr. 1843 (*Münchener Intelligenzblatt*), Nr. 1081a (*Münsterisches Intelligenzblatt*), Nr. 1956a (*Osnabrückische Intelligenzblätter*), Nr. 1087 (*Passauer Intelligenzblatt*), Nr. 1744 (*Ulmisches Intelligenzblatt*), Nr. 1174 (*Würzburger Intelligenzblatt*). Auch wenn bei einer Neuauflage das Register vervollständigt werden sollte (warum fehlen die letztgenannten 10 Literaturverweise unter dem Stichwort »Intelligenzblätter, Intelligenzwesen«?) – die Recherche auf drei Wegen, führt zu der erstaunlichen Zahl von 94 Literaturhinweisen, wobei als Besonderheit hervorgehoben werden muß, daß bei einer ganzen Reihe von ihnen der Bezug zum Thema »Intelligenzblatt« nicht aus dem Titel ersichtlich ist und nur dank der inhaltlichen Verweise von Doris Kuhles zugänglich wird. Für die sorgfältige Erschließung der insgesamt 3072 Titel gebührt ihr Dank und Respekt – das Ergebnis ist die beste pressegeschichtliche Bibliographie zum 18. Jahrhundert, die der Markt derzeit bietet.

Brigitte Tolkemitt (Hamburg)

GERHART VON GRAEVENITZ: *Das Ornament des Blicks*. Über die Grundlagen des neuzeitlichen Sehens, die Poetik der Arabeske und Goethes »Westöstlichen Divan«. Stuttgart; Weimar: Metzler 1994. 266 S., 65 Abb., Kart. DM 78,–

Ornament und Arabeske und ihre spannungsvolle Beziehung zur mimetischen Kunstauffassung sind in den letzten Jahren ein wichtiges Thema der Forschung geworden. Hier hat sich eine disziplinenübergreifende Sichtweise, die über die Grenzen fachspezifischer Blickverengungen hinaus die Aufmerksamkeit auf die wechselseitige Bezogenheit von Text und Bild lenkt, als besonders produktiv erwiesen. Von kunstgeschichtlicher Seite war es

die Habilitationsschrift Werner Buschs, die zum erstenmal auf die Bedeutung der Arabeske als Reflexionsmedium für die Krise der Kunst um 1800 aufmerksam gemacht hat.<sup>1</sup> Der Verlust des ikonographischen Bezugssystems und der Wandel der Bildauffassung von gegenständlich-repräsentierender Bedeutung zur Autonomie der Bildfläche bergen Abstraktionstendenzen, die darstellende Malerei und Arabeske strukturell einander annähern.<sup>2</sup> Daß die Strukturprinzipien der Arabeske auch für den Beginn der literarischen Moderne um 1800 konstitutive Bedeutung gewonnen haben, in dem Sinn, daß arabeske Textverschlingungen und Überblendungen die epische Linearität unterlaufen und damit ein nichtmimetisches Irritationsmoment in das referentielle Erzählkontinuum bringen, ist seit Karl Konrad Polheims Interpretation des Schlegelschen Arabesken-Begriffs immer wieder untersucht worden.<sup>3</sup>

Um den Zusammenhang von Bild und Text geht es auch Gerhart von Graevenitz in seinem neuen Buch, wenn er die Problematik der Arabeske einerseits auf die spezifisch neuzeitliche Zurichtung des Blicks in der zentralperspektivisch konstruierten Bildlichkeit und andererseits auf die medialen Bedingungen der Schrift im Zeitalter des Buchdrucks bezieht und wenn er in der poetologischen Lyrik um 1800, in Goethes *Divan* und im Anschluß daran bei Heine und Mörike eine Auseinandersetzung mit dieser doppelten Medienrevolution der Frühen Neuzeit erkennt. In diesem Kontext stellt sich ihm aber das Verhältnis von Arabeske und Illusionismus völlig anders dar als beispielsweise Busch oder auch Günter Oesterle: Die Arabeske konterkariert nicht eine illusionistische Kunstauffassung, sondern thematisiert sie affirmativ und sei damit eine Funktion zur Einübung eines kollektiven Wahrnehmungsmusters, das bis ins Zeitalter der Computersimulationen unverändert gültig bleibe. Diese Hauptthese wird sicher am kontroversesten diskutiert werden. Die unterschiedliche Akzentuierung verweist dabei auf andere theoretische Vorannahmen und einen weiter gespannten Analysehorizont, der den Arabesken einen ganz bestimmten funktionalen Ort zuweist. Die Prämissen entstammen der Medien- und Kom-

<sup>1</sup> Werner Busch: Die notwendige Arabeske. Wirklichkeitsaneignung und Stilisierung in der deutschen Kunst des 19. Jahrhunderts. Berlin: Mann 1985. Vgl. auch W. B.: Umrißzeichnung und Arabeske als Kunstprinzipien des 19. Jahrhunderts. In: Regine Timm (Hg.): Buchillustration im 19. Jahrhundert. (Wolfenbütteler Schriften zur Geschichte des Buchwesens 15) Wiesbaden: Harrassowitz 1988, S. 117–148.

<sup>2</sup> Werner Busch: Das sentimentalische Bild. Die Krise der Kunst im 18. Jahrhundert und die Geburt der Moderne. München: Beck 1993.

<sup>3</sup> Karl Konrad Polheim: Die Arabeske. Ansichten und Ideen aus Friedrich Schlegels Poetik. München u. a.: Schöningh 1966; Günter Oesterle: Arabeske und Roman. Eine poetikgeschichtliche Rekonstruktion von Friedrich Schlegels »Brief über den Roman«. In: Dirk Grathoff (Hg.): Studien zur Ästhetik und Literaturgeschichte der Kunstperiode. Frankfurt/M. u. a.: Lang 1985, S. 233–291; G. Ö.: Arabeske, Schrift und Poesie in E. T. A. Hoffmanns Kunstmärchen »Der goldne Topf«. In: Athenäum 1 (1991), S. 69–107; Helmut Pfotenhauer: Bild – Bildung – Einbildung. Zur visuellen Phantasie in Hoffmanns »Kater Murr«. Erscheint in: E. T. A. Hoffmann-Jahrbuch 3 (1995), S. 48–69.

Graevenitz erkennt solch arabeske Struktur auch in realistischen Novellen: Gerhart von Graevenitz: Memoria und Realismus. Erzählende Literatur in der deutschen »Bildungspresse« des 19. Jahrhunderts. In: Anselm Haverkamp (Hg.): Memoria. Vergessen und Erinnern. (Poetik und Hermeneutik XV) München: Fink 1993, S. 283–304. Hier S. 300ff.

munikationstheorie. Die »neuzeitlichen Ornamente« (S. 27 u. a.), womit in erster Linie die Raffaelschen Grotesken und ihre poetologische Adaption bei Goethe gemeint sind, werden in diesem medienhistorischen Rahmen als »Metaphern« der mit der Linearperspektive aufgeworfenen Medienprobleme des neuzeitlichen Blicks aufgefaßt (z. B. S. 20 und S. 185). Es interessieren nicht kunstimmanente Fragestellungen im engeren Sinn, auch Zentralperspektive ist für Graevenitz nicht in erster Linie bildkünstlerisches Gestaltungsprinzip, sondern ein alle Wahrnehmungsbereiche strukturierendes Raster der Wirklichkeitserfahrung. Präformiert werde in diesem Modell nicht nur der Betrachterblick, sondern, in struktureller Entsprechung, auch der Leserblick, wobei das gemeinsame Medium der Typographie Schrift und Druckgraphik auf die gleiche materiale Basis stelle. Das tertium comparationis des Mediums lasse daher »Schriftbild und Bild in metaphorischem Tausch für einander eintreten« (S. 5), so daß die Einübung des zentralperspektivischen Blicks am gedruckten Schriftbild ebenso erfolgen kann (S. 5), wie umgekehrt »die illusionistische Transparenz der perspektivischen *finestra aperta* [...] zur Metapher für die Transparenz des Geschriebenen und Gedruckten im Verstehen« (S. 7) wird.<sup>4</sup> Die strukturelle Analogie von Schrift und Bild sieht Graevenitz in ihrer medial bedingten »imaginären Materialität« (S. 4ff.). Im Prinzip meint dies die semiotische Grundformel von der binären Struktur des Zeichens. Die Signifikanten werden transzendiert auf ein hinter der konkreten Materialität der typographischen Letter bzw. der opaken Bildfläche liegendes Signifikat. Sowohl Buchstabe als auch Bildfläche negieren sich selbst und fordern den Leser wie den Betrachter auf, sie auf ein Imaginäres hin zu überschreiten. Graevenitz setzt den Illusionismus der Tiefenräumlichkeit und die hermeneutische Transparenz des Verstehens im Begriff des »Imaginären« analog. Dies geschieht, indem der Repräsentationszusammenhang von Buchstabe und Signifikat gleichsam visualisiert wird zum illusionistischen Durchblick durch die *finestra aperta* der Druckseite hindurch. An Druckgraphiken von Dürer, die in eine zentralperspektivische Anordnung eingeschachtelte Inschriften präsentieren, weist er die Metaphorik dieser Blickverschränkung nach (S. 4ff.). »Simulation« und »Signifikation« sind die bildliche und die sprachliche Variante derselben illusionistischen Zeichentranszendierung und wirken beide in Bild und Schrift in der oben beschriebenen Weise zusammen. Deshalb beharrt Graevenitz auch gegen Svetlana Alpers auf einer dem sprachlichen Zeichen analogen Verfaßtheit der Bildlichkeit (S. 18). In dieser Parallelisierung kann man durchaus eine Wiederetablierung der alten »ut pictura poesis«-Beziehung und ihres Mimesisgebots unter den veränderten Vorzeichen der Medientheorie erkennen (vgl. auch S. 230). Das Simulatorische dieses zeichenhaft vermittelten Weltmodells hat nach Graevenitz sein Komplement in der »Konstruktion«, die es zu verdecken sucht. Was im gedruckten Medium als Welt erscheint, ist technisch hergestellt, so wie die Illusion der Zentralperspektive auf geometrischen Figuren beruht. »Das *Gesehene* ist das nach analytischen Regeln *Gemachte*« (S. 11), ist Manifestation der einheitlichen Struktur des Blicks, der somit überall nur sich selbst wieder findet.

Erst von diesen medientheoretischen Grundvoraussetzungen her wird nachvollziehbar, wie Graevenitz dazu gelangt, die Arabeske in den Kontext des illusionistischen Paradigmas einzuordnen. Zwei besonders prominente Beispiele frühneuzeitlicher Arabesken hat

<sup>4</sup> Eine ähnliche Argumentation vertritt die systemtechnische Studie von Michael Giesecke, auf die Graevenitz sich bezieht: M. G.: Der Buchdruck in der frühen Neuzeit. Eine historische Fallstudie über die Durchsetzung neuer Informations- und Kommunikationstechnologien. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1991. Hier S. 32ff.

er dabei im Blick, die beide von Goethe und der Romantik nach 1800 wieder aufgegriffen werden: Die Raffaelschen Grotesken in den vatikanischen Logge und Dürers Randzeichnungen zum Gebetbuch Kaiser Maximilians I., dem bekanntlich eine Schlüsselstellung in der Übertragung kalligraphischer Schrifttypen in das neue Medium Buch zukam (S. 19ff.).<sup>5</sup> »Ornamente des Blicks« seien die Raffaelschen Dekorationen insofern, als in ihnen »so etwas wie eine großangelegte und systematische Formulierung aller mit der Linearperspektive aufgeworfenen Medienprobleme der neuzeitlichen Kunst« (S. 68) erkannt werden könne. »Die scheinbar ganz flächenbezogenen Modul-Ornamente, die permanent in die Raumillusion, in die ›Plastizität‹, ausgreifen, werden [...] gerade zu dem Zweck entworfen, daß mit ihren Formen ein in der Linearperspektive kulminierendes Problem der Medialität zum Ausdruck gebracht werden kann« (S. 27). Die überraschende Pointe ist die Funktionalisierung der Arabesken für die kulturelle Einübung des zentralperspektivischen Illusionismus. Wenn Graevenitz dieses funktionale Verhältnis in der Weise bestimmt, daß die Randarabesken als in die Fläche projiziertes Konstruktionsmuster die Funktionsweise der von ihnen umrahmten imaginären Durchblicke auf »inverse« Weise thematisieren (S. 69 und S. 72), so argumentiert er dabei mit der Denkfigur der Analogie: Sowohl Zentralperspektive als auch Arabeske sind aus geometrischen Elementen aufgebaut (S. 67ff.). Dem ist entgegenzuhalten, daß die Linie der Arabeske keine dreidimensionale Räumlichkeit konstruiert, sondern als Lineatur nach dem Prinzip »Muster auf Grund« funktioniert.<sup>6</sup> Auch das Ausgreifen in die Räumlichkeit, das Graevenitz dem »neuzeitlichen Ornament« durchweg zuschreibt, gilt in viel stärkerem Maß für die Rokoko-Rocaille als für Raffael. Das unter anderem an Raffael anknüpfende klassizistische Ornament ist sogar programmatisch flächig.<sup>7</sup> Graevenitz sieht aber mediale Transparenz auch auf einer dritten, der »metaphorisch-gegenständlichen« Ebene thematisiert, das heißt in konkreten Bildmotiven (S. 73f.). Nicht berücksichtigt wird allerdings, daß es sich dabei allein schon deswegen um keine spezifisch neuzeitliche Ikonographie handeln kann, weil Raffael sie von antiken Vorbildern übernommen hat. Die grotesken Mischwesen, beispielsweise die Sphingen mit Libellenflügeln, in denen Graevenitz die Verflüssigung der »schweren« Opakheit der Fläche ins illusionäre Raumfluidum verbildlicht sehen will, stammen aus antiken Dekorationen. Die antike Groteskenmalerei aber, wie sie nach der Ausgrabung der Kaiserpaläste auf dem Palatin und Esquilin im 15. Jahrhundert und ihrer Adaption durch Raffael zum erstenmal ins moderne Bewußtsein rückte – die zweite intensive Phase der Auseinandersetzung erfolgte im Neoklassizismus nach der aufsehenerregenden Entdeckung Pompejis und Herculaneums –, faszinierte und irritierte gerade als Beispiel nichtillusionistischer Malerei. Seit Vitruvs Verdikt über die Unnatürlichkeit dieser Grotesken,<sup>8</sup> in denen ja Gegenständliches nur angedeutet wird, um es in ornamentale Verschlin-

<sup>5</sup> Heinrich Fichtenau: Die Lehrbücher Maximilians I. und die Anfänge der Frakturschrift. Hamburg: Maximilians-Ges. 1961; Gerhart von Graevenitz: Das Ich am Rande. Zur Topik der Selbstdarstellung bei Dürer, Montaigne und Goethe. (Konstanzer Universitätsreden) Konstanz: Univ.-Verl. 1989.

<sup>6</sup> Vgl. Ernst H. Gombrich: Ornament und Kunst: Schmucktrieb und Ordnungssinn in der Psychologie des dekorativen Schaffens. Stuttgart: Klett-Cotta 1982.

<sup>7</sup> Peter Werner: Pompeji und die Wanddekoration der Goethezeit. München: Fink 1970.

<sup>8</sup> Marcus Vitruvius Pollio: Zehn Bücher über die Architektur. Übers. u. mit Anmerkungen versehen von Curt Fensterbusch. 4. Aufl. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1987, Liber VII, cap. 5, S. 333–337.

gungen wieder aufzulösen, ist das Nichtmimetische der Arabesken und Grotesken ein unbestrittener Topos. Von da an fungieren sie – ob in negativer oder positiver Bewertung – als Gegenparadigma zum Mimesisgebot der Kunst. Als »Gestalten, die nirgends in der Natur ihr Daseyn haben«,<sup>9</sup> als »muthwillige Spiele der Phantasie«, die »sich blos um sich selber drehen«,<sup>10</sup> sind sie nichtsignifikative Formgebilde, die von der illusionistischen Repräsentation von Wirklichkeit und der Verpflichtung auf Verständlichkeit und Bedeutung gerade entlastet sind. Wegen jener Tendenz zur Autonomie der Linie entspannt sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine ausgedehnte und äußerst heftige Debatte über ihre Berechtigung und ihr Rangverhältnis zur gegenständlichen Kunst. Neben Frühklassizisten wie Krubsacius, Fünck und Reiffenstein haben auch Winckelmann, Kant, Moritz und Goethe sich dazu an prominenter Stelle geäußert.<sup>11</sup> Daß Kant als Beispiel für sein Autonomiekonzept der freien Schönheit gerade die Arabeske anführt, »die Zeichnungen à la grecque, das Laubwerk zu Einfassungen oder auf Papiertapeten«,<sup>12</sup> ist durchaus nicht singulär, sondern gehört in den Kontext dieser im Spätklassizismus geführten Diskussion. Ganz ähnliche Gedanken hat Karl Philipp Moritz in seinen *Vorbegriffen zu einer Theorie der Ornamente* formuliert. Es ist die Autonomisierung der Arabeske, die sie für die Romantik und ihre Suche nach einem modernen Kunst- und Literaturprogramm attraktiv macht. Dieser historische Diskurs hätte schon allein deswegen berücksichtigt werden müssen, weil Goethes Auffassung der Arabeske unmittelbar davon beeinflusst wurde. Zudem ergeben sich daraus schwerwiegende Einwände gegen das von Graevenitz gezeichnete Grundmodell eines funktionalen Verhältnisses der Arabeske zum Illusionismus.

Der zweite Hauptteil des Buchs entfaltet die darauf aufbauende These, daß die frühneuzeitlichen Ornamentformen, die ein ikonographisches Vokabular für die Thematisierung der Zentralperspektive ausgebildet hätten, von Goethe im *Divan* wieder aufgegriffen würden und dort eine »Poetik der Arabeske« bezeichneten, die auf die Medienbedingungen des Imaginären reflektiere. Da solche Medialität von Zentralperspektive und Schrift im Zeitalter des Buchdrucks strukturgleich sei, könnten die aus der bildenden Kunst in die Poesie transferierten »Ornamente des Blicks« »in métaphorischen Analogien, in direkten ikonographischen Bezugnahmen oder in freien Variationen und Assoziationen« vom gemeinsamen »medialen Konstruktivismus der imaginären Gegenstands- und Sinnwelten«

<sup>9</sup> Andreas Riem: Ueber die Arabeske. In: Monatsschrift der Akademie der Künste und mechanischen Wissenschaften zu Berlin, Bd. 1 (1788), S. 284.

<sup>10</sup> Karl Philipp Moritz: *Vorbegriffe zu einer Theorie der Ornamente*. Berlin: Matzdorff's Buchhandlung 1793, S. 28. Der Abschnitt »Arabesken« handelt von der Raffaelschen Logge.

<sup>11</sup> Diese klassizistische Ornamentdebatte rekonstruiert ausführlich der Überblickskommentar von Helmut Pfotenbauer zur Neuedition von Karl Philipp Moritz' *Vorbegriffen zu einer Theorie der Ornamente*. Erscheint in: H. P./Peter Sprengel (Hg.): *Klassik und Klassizismus*. (Bibliothek der Kunstliteratur 3) Frankfurt/M.: Deutscher Klassiker Verlag 1995. Mein eigener Beitrag: Sabine M. Schneider: Das Ornament als Reflexionsfigur einer Kunsttheorie am Beginn der Moderne. Karl Philipp Moritz' *Vorbegriffe zu einer Theorie der Ornamente*. In: Harald Tausch (Hg.): *Historismus und Moderne*. (Literatura. Wissenschaftliche Beiträge zur Moderne und ihrer Geschichte 1) Würzburg: Ergon 1996, S. 19–40.

<sup>12</sup> § 16 der *Kritik der Urteilskraft*. Kant's gesammelte Schriften. Herausgegeben von der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften. Erste Abteilung: Werke. Bd. 5, Berlin: Reimer 1908, S. 229.



(S. 85) erzählen. Es ließe sich nun natürlich fragen, warum die Medienrevolution der Frühen Neuzeit sich Goethe im Jahr 1819 als poetologisches Problem stellen sollte. Graevenitz geht dabei von einem medientechnologischen Schub um 1800 aus, der das frühneuzeitliche Wahrnehmungsschema der technisch erzeugten Simulation perfektioniert habe, und denkt dabei etwa an die illustrierte Massenpresse mit ihren neuen Reproduktionsverfahren.<sup>13</sup> Man könnte auch auf den Zusammenhang von empfindsamer Literatur und Schriftthematik hinweisen. Dennoch muß sich solche Thematik im literarischen Text selbst nachweisen lassen, wenn historische Parallelisierungen nicht auf der Ebene eines bloßen Analogienschemas verbleiben sollen. Graevenitz argumentiert hier ikonographisch. In den poetologischen Metaphern des *Divan*, wie beispielsweise »Locke« oder »Schleier«, seien historische Ornamentformen anzitiert – in diesem Falle die Schlangenlinie Hogarths, die auf die corpora regularia der Perspektivisten verweise. Zitiert werde so »das Bildthema der Transparenz« (S. 116), das im Medium der Poesie eine »doppelte Hermeneutik« (ebd.) dadurch bezeichne, daß es die mediale Grenzüberschreitung vom Signifikanten zum Signifikat nicht als symbolischen Automatismus bruchloser Transzendierung, sondern in medientheoretischer Rationalisierung als »Technik« analog dem Konstruktivismus der Zentralperspektive offenlege. »Poetik der Arabeske« meint demnach eine Poetik, die »poietisch« und »mimetisch« oder, in die medientechnische Terminologie übersetzt, simulatorisch und konstruktiv zugleich sein soll (S. 24). »Sinn ist nicht das Jenseits von Medien und Zeichen, Sinn ist die Opazität der Medien und Zeichen im Prozeß ihrer Negation« (S. 137). Zu Recht wird hier von Graevenitz herausgestellt, daß die Schriftthematik des *Divan* die Materialität der Zeichen gegenüber der Ausdrucks- und Erlebnislyrik und der Selbstevidenz des »natürlichen Zeichens« akzentuiert. Seine Analyse der Metaphorik der »Perlenschnur« und des »Gitterwerks« ist in diesem Kontext deshalb sehr überzeugend, weil sie auch die strukturelle Textebene einbezieht. Ein solch arabeskes Strukturelement, eine »ornamentale ›Zerstreuung[...› des Sinns« (S. 158), liege beispielsweise in der Einstreuung von Sentenzen, die ihren Inschriftcharakter betonen und »durch auffallende isolierende Gestaltung ihrer eigenen Signifikanten« demonstrieren, wie »die Textstruktur überhaupt als Distributionssystem von Signifikanten entsteht« (S. 157). Aber gerade an diesem Interpretationsbeispiel läßt sich die eigentümliche dialektische Denkfigur zeigen, mit der in diesem Buch immer wieder argumentiert wird: Gerade weil solch arabeske Textanordnung die Künstlichkeit und damit die Faktur des Signifikantengewebes anzeige, verweise sie auf die perspektivische Transparenz: »›Zierlich lesen‹ heißt zuletzt auch, in den Umordnungen der ornamentalen Textordnung einen Sinn des Ornaments lesbar zu machen, das Ornament als Figur der Transparenz zu deuten« (S. 162). Diese Ergebnisse lassen sich nach Graevenitz für eine Ästhetik der arabesken Kunst generalisieren; »so lange ›Arabeske‹ ein Thema von Dichtung und Malerei bleibt«, habe »der Leitbegriff der neuzeitlichen Wahrnehmungsordnung« seine Anziehungskraft behalten (S. 226). Aber das hieße ja, daß Friedrich Schlegels Poetik der Arabeske keine Abkehr von Mimesis wäre, sondern deren Institutionalisierung. Hier hätte man sich eine intensivere argumentative Auseinandersetzung mit der Forschungssituation zum Verhältnis von Arabeske und Illusionismus gewünscht.

Das im Verhältnis zu den beiden Hauptteilen des Buchs knappe Schlußkapitel führt aus, inwiefern sich im weiteren Verlauf des 19. Jahrhunderts, im Zeitalter des Industrialis-

<sup>13</sup> Ausführlicher dazu: Gerhart von Graevenitz: *Memoria und Realismus* (Anm. 3).

mus also, das simulatorische Weltverhältnis weiter etabliert habe. Die Argumentation ist die gleiche, Bild und Text erzählen von den medialen Bedingungen dieser Simulation. Ob es sich dabei um die Glaspaläste der Industriearchitektur handelt, die noch einmal das zentralperspektivische Thema der Raffaelschen Logge aufgreifen (S. 177), oder um die historistischen Ornamente, in deren Ikonographie dieselbe Thematik in verdeckter Form auftaucht, sei dabei nur ein Unterschied der Ausdrucksmittel, welche die Konstruktionsgeschichte der Moderne erzählen. Das Konstatieren solcher strukturellen Parallelen zwischen Industriearchitektur und den Technik allegorien des historistischen Bildgedächtnisses ist angesichts der Ornamentfeindschaft der emphatischen Moderne und der unbestritten kompensatorischen Funktion der historistischen Dekorationen sicher eine kühne, für eine Geschichtsschreibung der Moderne aus dem Blickwinkel der gegenwärtigen Postmoderne aber durchaus eine anregende These (S. 178ff.).<sup>14</sup> Wenn Graevenitz sich auf Owen Jones, den Architekten konstruktiver Glaspaläste und Verfasser einer *Grammar of Ornament* (S. 187f.), und auf Gottfried Semper (S. 196f.) beruft, so wären allerdings auch noch andere Ornamenttheoretiker des 19. Jahrhunderts, wie beispielsweise John Ruskin, von Bedeutung gewesen. Dies gilt erst recht für die Ornamentdebatte um 1900 – man denke etwa an Wilhelm Worringers Abstraktionspostulat oder Adolf Loos' puristisches Verdikt –, weil von hier aus der als einheitlich angenommene Funktionszusammenhang von Ornament und Illusionismus zu modifizieren gewesen wäre.<sup>15</sup>

Was die ausgewählten Lyrikbeispiele betrifft, so liegt das Gemeinsame, das es überhaupt rechtfertigt, so unterschiedliche Autoren wie Heine, Mörike und Baudelaire in derart enge Nachbarschaft zu stellen, in der Verschärfung der Illusionsthematik im Zeitalter der Informationstechnologie und ihren Konsequenzen für eine ins Exil imaginärer Fluchtwelten abgedrängte Poesie. An der Interpretation von Heines später, in Auseinandersetzung mit dem *Divan* entstandener Lyrik etwa, vor allem aus dem *Romanzero*, wird solche Reflexion auf das Fragwürdige des Simulationsmodells konkret (S. 199ff.). Darin, daß Heines Gedichte den konstruktiven Aspekt gegenüber dem simulatorischen akzentuieren, sieht Graevenitz ein vorsichtiges Abrücken vom mimetischen Modell der Erlebnislyrik hin zum »Faktur«-Begriff einer avantgardistischen Signifikantenästhetik. Was dabei jedoch irritiert, ist wiederum die Verknüpfung jenes Konstruktiven mit der »imaginären Materialität« der Zentralperspektive, wodurch die arabeske Poetik letztendlich doch auf den Illusionismus bezogen bleibt. Zumindest für Baudelaire aber scheint durchaus zweifelhaft, ob Wirklichkeitsillusion im Sinne von Abbildlichkeit überhaupt noch intendiert ist. Es stellt sich dann die Frage, ob der »Traumarchitekt einer Landschaft aus »absoluter Künstlichkeit« tatsächlich »nach dem Vorbild der konstruierenden Perspektivisten« (S. 210) baut, oder ob nicht vielmehr das Arabeske, wie in seinem Prosagedicht *Le Thyrsé*, für eine Bewegung der Phantasie steht, die eher im Tanz und in der Musik ihr konstruktives Pendant findet, als in der für das Mimesisgebot instrumentalisierten Zentralperspektive.<sup>16</sup>

<sup>14</sup> Vgl. auch Günter Hess: Allegorie und Historismus. Zum »Bildgedächtnis« des späten 19. Jahrhunderts. In: Hans Fromm/Wolfgang Harms/Uwe Ruberg (Hg.): *Verbum et signum*. Festschrift Friedrich Ohly. Bd. 1. München: Fink 1975, S. 555–591.

<sup>15</sup> Vgl. Ernst H. Gombrich: *Ornament und Kunst*. Stuttgart: Klett-Cotta 1982, S. 45ff.; Frank-Lothar Kroll: *Das Ornament in der Kunsttheorie des 19. Jahrhunderts*. Hildesheim: Olms 1987.

<sup>16</sup> Immer noch das Standardwerk dazu: Hugo Friedrich: *Die Struktur der modernen Lyrik*. Hamburg: Rowohlt 1956. Hier S. 57f.

Die Studie wird in jedem Fall für kontroverse Diskussionen sorgen, birgt sie doch eine Fülle von anregenden und auch provozierenden Thesen. Es handelt sich um das ambitionierte Projekt einer Geschichtsschreibung der Moderne von ihren Konstruktionsbedingungen her. Die Medientheorie stellt dafür ein strukturelles Modell zur Verfügung, um intermediale kulturelle Äußerungsformen aus Architektur und Alltagskunst, Bildkunst und Literatur auf ein gemeinsames Wirklichkeitsmodell hin lesbar zu machen. Es ist ein Verdienst dieses Ansatzes, über eine rein ideengeschichtliche und geschichtsphilosophische Betrachtungsweise hinausgehend medienhistorische Konkretisierungen des Modernisierungsprozesses mit zu berücksichtigen. Es liegt aber auch eine methodische Gefahr in diesem Vorgehen. Wo zu viele heterogene Phänomene aufeinander abgebildet werden sollen, entsteht ein System- und Abstraktionszwang, der gerade die als Scharnierstellen fungierenden Schlüsselbegriffe historisch unscharf werden läßt. Ein solcher Zentralbegriff ist »das neuzeitliche Ornament«. Hier hätte man sich etwas mehr Sensibilität gegenüber historischen Entwicklungen gewünscht, die immerhin einen Zeitraum von vierhundert Jahren umfassen. Vor allem die auf hohem Reflexionsniveau geführte Ornamentdebatte des 18. Jahrhunderts mit ihren feinen terminologischen Differenzierungen (z. B. zwischen Arabeske und Grotteske) hätte ebenso wie die Arabeskendiskussion der Romantik und die für die moderne Kunst wichtige Ornamentdiskussion des 19. Jahrhunderts mitbedacht werden müssen, wenn das anspruchsvolle Konzept einer Versöhnung von Medien- und Theoriesgeschichte wirklich plausibel werden soll. In diesen Diskursen aber ist die Arabeske ein Gegenparadigma zum Illusionismus, nicht dessen Funktion. Die festumgrenzten Gegenstände, die das zentralperspektivische Kontinuum in einem räumlichen Koordinatensystem verankert und dadurch als verständliche präsentiert, löst die Arabeske durch ornamentale Verschlingung auf. Gerade deswegen gewinnt sie als autonome Form Attraktivität für die romantische Literaturtheorie, später dann für Künstler der klassischen Moderne. Matisse wäre nur als ein mögliches Beispiel zu nennen. Daß solche gegenläufigen Tendenzen in der avancierten Kunst und Literatur der Moderne im Rahmen der Untersuchung keine Berücksichtigung finden, hat mit der medientheoretischen Vorgabe zu tun, die den Blick auf kollektive Wahrnehmungsmuster und deren technische Realitäten lenkt. Es stellt sich aber die Frage, ob dabei nicht vielleicht das Störpotential der Kunst in der simulatorischen Massenkultur unterschätzt wird. Letztlich bleibt es jedoch in der postmodernen Gegenwart eine Grundsatzentscheidung, ob man der Kunst das Erproben nicht-konventioneller Blicke zubilligen und damit an »Kunst« im emphatischen Sinn festhalten will.

Sabine M. Schneider (Würzburg)

FRIEDRICH VOIT: *Vom »Landkalender« zum »Rheinländischen Hausfreund« Johann Peter Hebels. Das südwestdeutsche Kalenderwesen im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert (= Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte Bd. 41).* Frankfurt/M u.a. Lang 1994. 216 S., DM 64,–

Die beschreibend-auswertend vorgehende Arbeit von Friedrich Voit hat sich zum Ziel gesetzt, die Geschichte des baden-durlachischen Landkalenders nachzuzeichnen. Die Wahl gerade dieses Kalenders ist durch zwei Faktoren bestimmt: zum einen die ungewöhnlich günstige Materiallage – die Unterlagen und Akten zu den Verlagsgeschäften,

Vertriebsmodalitäten, Redaktionskonzepten und -abläufen des Landkalenders sind relativ vollständig – und zum andern die Tatsache, daß der Landkalender »der direkte Vorläufer eines der berühmtesten Kalender« (14), nämlich von J. P. Hebels *Rheinländischem Hausfreund*, ist. Die innerhalb des begrenzten Bereichs breite Materialbasis erlaubt es, daß Voits Monographie die bisher vorliegenden, methodisch und von ihren Ergebnissen her sehr unterschiedlichen Arbeiten (als wichtigste neuere Studien nennt Voit die von Ludwig Rohner und Jan Knopf) um neue Akzentuierungen erweitert. So stellt sie einen exemplarischen, nur sehr eingeschränkt repräsentativen Beitrag zum Medium Kalender im 18. und 19. Jahrhundert dar, der gleichermaßen instruktiv ist für ForscherInnen in Volkskunde, Buchwesen, Geschichte/Landeskunde, Germanistik und Kulturwissenschaften.

Das einleitende Kapitel »Kalender als populärer Lesestoff« erhellt den sozialgeschichtlichen Hintergrund. Obwohl die Kalender vor allem im 18. und 19. Jahrhundert von großer Bedeutung waren – sie waren in enormer Zahl und in allen Schichten als häufig einziger säkularer Lesestoff verbreitet –, wurden sie in der literaturwissenschaftlichen Forschung nach Zeiten der Ignoranz erst seit den 70er Jahren gewürdigt, und zwar unter anderem als eines der wichtigsten Medien der Volksaufklärung. Um so unverständlicher ist, daß – wie Voit anmerkt – H. Böning und R. Siegert, die Herausgeber des bibliographischen Handbuchs *Volksaufklärung* (1990), ausdrücklich auf die Erfassung von Kalendern gerade während dieser Periode im 18. Jahrhundert verzichteten (vgl. S. 5).

Die Kalender gehörten zu den frühesten periodischen Druckwerken, waren billig und in hohen Auflagen verbreitet, wurden aber, als »Gebrauchsliteratur« im wörtlichen Sinne, kaum aufbewahrt, so daß heute in der Regel nur noch wenige Exemplare greifbar sind (so auch im Fall des Landkalenders). Seit der Mitte des 15. und bis ins 18. Jahrhundert entwickelte sich aus verschiedenen Bestandteilen schließlich der bis ins frühe 20. Jahrhundert hinein gebräuchliche Kalender, der neben den kalendarischen Angaben, medizinischen Ratschlägen und Wetterprognosen auch historiographisch-erzählende Textformen enthielt. Die Funktion des Kalenders (der für die Verleger ein einträgliches Geschäft darstellte) waren »Orientierung, Information, Bildung und Unterhaltung« (S. 8). Voit geht allerdings nicht näher darauf ein, daß zugleich mit der zunehmenden Verbreitung der Kalender in allen Bevölkerungsschichten ein substantieller Niveau- und Qualitätsverlust einherging, in dessen Folge die überwiegende Mehrheit der Kalender konservative bis reaktionäre Denk- und Verhaltensweisen dauerhaft befestigte.

Im 18. Jahrhundert war es üblich, daß Landesherren den Druck und Vertrieb von Kalendern in ihren Territorien als Privileg verliehen oder verpachteten. Diese unter merkantilistischen Gesichtspunkten förderliche Einrichtung (durch den Kalenderzwang war die konkurrenzlose Abnahme aller Exemplare gesichert) begünstigte allerdings eine zunehmend anspruchlosere Gestaltung der Kalender in Inhalt und Ausstattung und ermöglichte volksaufklärerische Einflußnahme unter obrigkeitlicher Absicherung und ohne Rücksicht auf tatsächliche Lesebedürfnisse. Die Auflösung der Druckprivilegien im frühen 19. Jahrhundert führte dann auch – die Konkurrenz wirkte belebend – zu einer Umgestaltung des Kalenders in die populär-unterhaltende Richtung. Dessen Erfolg motivierte renommierte Autoren wie J. P. Hebel, H. Zschokke, J. Gotthelf, A. Stolz, B. Auerbach und andere, sich dem Kalender – genauer: seiner Erzählmaterie, der Formenvielfalt der sog. Kalendergeschichte – zuzuwenden. In dem Maße, wie der traditionelle Kalender seine Informations- und Unterhaltungsfunktionen an die periodische Presse und die billige populäre Literatur abgab, löste sich die Kalendergeschichte aus ihrem medialen Kontext und profilierte sich im 19. und vor allem im 20. Jahrhundert (man denke an die Kalen-

dergeschichten ohne Kalender von O. M. Graf und B. Brecht) als eigenständige Kurzprosaform.

Die folgenden Kapitel erläutern anhand der vorgefundenen Materialien Druck, Vertrieb und Verbreitung des baden-durlachischen Landkalenders, der seit 1719 erschien, ab 1808 unter dem Namen *Rheinländischer Hausfreund*. (Erst 1834 verlor er seinen privilegierten Status, erschien aber noch mehrere Jahrzehnte.) Zu Beginn des 19. Jahrhunderts waren durch die politischen Veränderungen im Gefolge der Koalitionskriege zwischen 1793 und 1805 auch Umgestaltungen in der badischen Kalenderlandschaft notwendig geworden. Die Erweiterung und Neugliederung des Landes nach dem Reichsdeputationshauptschluß von 1803, der annähernd eine Verdoppelung des Territoriums und der Einwohnerzahl brachte, erforderte eine neue Festsetzung der Absatzgebiete der beiden privilegierten badischen Kalender aus Karlsruhe und Rastatt und die Integration von drei weiteren, nicht privilegierten Kalendern. Der Einbezug weiterer Kalender nach den territorialen Erweiterungen von 1805 und 1806 schließlich führte zu einer deutlich liberaleren Handhabung des weiter bestehenden Kalenderzwangs, der Kalendermarkt überhaupt liberalisierte sich, Leserwünsche wurden stärker berücksichtigt.

Wie schlugen sich nun diese Veränderungen in Konzeption und Inhalt des Landkalenders nieder? Voit unterscheidet hier zwei Phasen, die sog. Drais'sche Reform (1784–1802) und die Neukonstitution des für den Kalender zuständigen kirchlichen Gremiums (1802–1807). Der aufklärerisch gesinnte Verleger Johann Müller, seit 1782 der Pächter des vom Markgrafen an das Gymnasium verliehenen Druckprivilegs für den Landkalender, hatte in den (nicht erhaltenen) Jahrgang 1784 einige Anekdoten aufgenommen, die nach dem Befund des Konsistoriums in Karlsruhe, d. h. der obersten Kirchenbehörde des Landes, gegen den christlichen Glauben und die guten Sitten verstießen. Daraufhin übertrug das Konsistorium die Redaktion des Landkalenders einem von ihm ernannten und ihm verantwortlichen Gremium.

Damit vollzog sich eine grundlegende Änderung der staatlichen Einflußnahme auf den Inhalt des Kalenders, die sich bis dahin im wesentlichen auf die traditionellen Kontrollmechanismen der Vor- und Nachzensur beschränkt hatten: Der Landkalender wurde nun direkt zum Medium obrigkeitlicher Volksaufklärung (S. 60).

Die Verantwortung für diese Veränderung trug der Jurist und Hofrat Karl Wilhelm von Drais, Vorsitzender des Konsistoriums, welches das protestantische Kirchen- und Erziehungswesen des Landes beaufsichtigte. Als engagierter Volksaufklärer richtete Drais seine Aufmerksamkeit vor allem auf den Lektüreteil; die erhalten gebliebenen Jahrgänge aus seiner Amtszeit (1890, 1892, 1894, 1898) weisen eine »Dominanz von spröder Belehrung und praktisch-nützlichen Informationen« (S. 65) auf. Die Akten belegen, daß solch »volksaufklärerischer Utilitarismus« (S. 67) bei den Lesern nicht gut ankam: trotz der Abnahmepflicht sank die Auflage zwischen 1793 und 1800 um ein Viertel von 20 000 auf 15 000 Exemplare. Das Kirchenratskollegium reagierte auf diese drastische Veränderung mit einer Konferenz zur Verbesserung des Landkalenders, die im Februar 1802 unter dem Vorsitz des Geheimen Rats und Kirchenratsdirektors Johann N. F. Brauer tagte. Zu den Eingeladenen gehörte neben Mitgliedern der bisherigen Kalenderdeputation unter anderem auch der Geistliche und Gymnasialprofessor Johann Peter Hebel, den Brauer persönlich sehr schätzte als Autor der *Alemannischen Gedichte*, um deren Publikation Hebel sich damals bemühte; außerdem hatte er Hebel bereits im Vorjahr mit der Neubearbeitung des badischen Katechismus betraut. Hebel regte einige konzeptionelle Änderungen an, die

im wesentlichen darauf hinausliefen, das Unterhaltungsbedürfnis und die Erwartungen der Leser verstärkt zu berücksichtigen, z.B. durch interessante historische Beiträge. Die bei der Sitzung im Februar 1802 konstituierte Kalenderdeputation bestimmte bis 1807 Konzeption und Inhalt des Landkalenders.

Von allen Jahrgängen zwischen 1803–1807, also der ersten Phase von Hebels Kalenderschriftstellerei, sind Exemplare erhalten, so daß die allmähliche Veränderung des Landkalenders recht genau dokumentiert werden kann. Der Lektüreteil des Jahrgangs 1804 beispielsweise umfaßte 22 Texte, überwiegend unterrichtende und informierende medizinische Beiträge und moralisierend-unterhaltende Erzählungen. Die Texte waren gegenwartsbezogen, Faktizität und Aktualität wurden betont, offene Nachdrucke aus volksaufklärerischen Schriften unterblieben (vgl. S. 76ff.). Von Hebel stammen nachweislich 26 der insgesamt 83 Lesetexte in den Jahrgängen 1803–1807 (vgl. S. 80ff.); er war zweifellos der produktivste und der vielseitigste unter den Beiträgern.

Eine grundsätzliche Schwäche der vorliegenden Arbeit – bei der Beschreibung vorgefundenen Materials stehenzubleiben, keine weiterführenden analytischen und interpretierenden Ausführungen anzuschließen und auch kaum inhaltliche Auseinandersetzung mit bestimmten profilierten Positionen der Forschungsliteratur zu führen – macht sich an dieser Stelle besonders problematisch bemerkbar. Voit umreißt in einigen wenigen beschreibenden Abschnitten, welche inhaltlichen und formalen Merkmale Hebels frühe Kalendertexte charakterisieren; seine Ausführungen bleiben hier sehr allgemein, er weist z.B. auf die den Leser einbeziehende dialogische Struktur und die Bevorzugung der Form des Exempels hin als einer Geschichte, aus der eine Lehre zu ziehen sei. Hier hätte eine differenziertere Analyse und Interpretation wichtige neue Erkenntnisse erbringen können, die mit den Ergebnissen von Untersuchungen zu Hebels Geschichten im späteren *Rheinländischen Hausfreund* (1808–1815, 1819) bzw. im *Schatzkästlein des rheinländischen Hausfreunds* (1811), wie sie – um nur einige zu nennen – Jan Knopf, Maria Lypp, Klaus Oettinger, Winfried Theiss und Friedrich Voit selber vorgelegt haben,<sup>1</sup> zu konfrontieren gewesen wären. So hat Jan Knopf den Doppelcharakter von Hebels späteren Erzählungen im Kalender hervorgehoben als »Dichtung und Historiographie« (*Geschichten zur Geschichte*, S. 107), als zentrale aus dem Medium Kalender entwickelte Merkmale der späteren Kalendergeschichten die Attribute historisch, dialogisch, didaktisch und volkstümlich benannt und die Historiographie im Kalender als »frühe Dokumentation bürgerlichen Selbstverständnisses« (*Die deutsche Kalendergeschichte*, S. 23) bewertet. Mit diesem Hinweis sind nur einige wenige Stichworte gegeben, denen nachzugehen sich jedoch gelohnt hätte, um einen konkreten und umfassenden Vergleich zwischen Hebels früheren und späteren Kalendertexten zu erhalten.

<sup>1</sup> Jan Knopf: *Geschichten zur Geschichte. Kritische Tradition des ›Volkstümlichen‹ in den Kalendergeschichten Hebels und Brechts*. Stuttgart 1973. – Ders.: *Die deutsche Kalendergeschichte. Ein Arbeitsbuch*. Frankfurt 1983. – Maria Lypp: »Der geneigte Leser verstehts«. Zu J. P. Hebels Kalendergeschichten. In: *Euphorion*, Bd. 64, 1970, S. 385–398. – Klaus Oettinger: »Ein Beispiel, bei dem man Gedanken haben kann.« Über die Zeitgeschichtsschreibung J. P. Hebels. In: *Der Deutschunterricht* (26) 1974, Heft 6, S. 37–53. – Winfried Theiss: Nachwort. In: *Kalendergeschichten*. Hrsg. v. W. Theiß. Stuttgart 1983. – Friedrich Voit: »Welches Vehikel wäre zu den mannigfaltigsten Belehrungen geeigneter als Geschichte?« Zum »Historischen« in J. P. Hebels Volkskalender »Der Rheinländische Hausfreund«. In: *Erkundungen. Festschrift für Helmut Kreuzer*. Hg. v. J. M. Fischer u.a. Göttingen 1987, S. 36–59.

Voit zeichnet nun in einem weiteren Kapitel den Versuch Hebels nach, entscheidenden Einfluß auf Konzeption und Inhalt des Landkalenders zu gewinnen. Im Anhang seiner Arbeit sind die Gutachten von Hebel, K. F. V. Jägerschmidt und J. G. Hertzberg 1806/1807 abgedruckt. Zu einer Sitzung der Kalenderkommission im Februar 1806 legte Hebel sein zehenseitiges »Unabgefordertes Gutachten« vor, in dem er vor allem die Aufnahme authentischer Geschichten mit Bezug auf (regionale) Zeitgeschichte und die Übertragung der Redaktion an einen einzigen Bearbeiter (er dachte dabei an seinen Freund, den Landpfarrer Friedrich W. Hitzig) forderte. Das Konsistorium holte weitere Gutachten ein und beschloß dann im Januar 1807, die Verantwortung für den Lektüreteil an Hebel und für die Herstellung und Einrichtung des Kalenders sowie die Korrektur der wiederkehrenden Materien (Kalendarium, Marktverzeichnis usw.) an Jägerschmidt zu übertragen. Die Entscheidung über die Aufnahme der einzelnen Artikel lag noch immer beim Konsistorium. Unter den Vorschlägen, die Hebel dem Kirchenrat für einen neuen Titel einreichte, entschieden sich die Herren für *Rheinischer Hausfreund*, und Hebel benutzte diesen Titel noch während der Drucklegung. Die Akten geben keinen Hinweis darauf, wann und warum der spätere Titel *Rheinländischer Hausfreund* installiert wurde. Ergänzend zur Erklärung des Namens bei Oettinger schreibt Voit:

Unbekannt für Oettinger scheint jedoch ein Gebrauch des Wortes »Rheinlande« gewesen zu sein, der gerade im damaligen Baden als Integrationsbezeichnung politische Aktualität besaß, da er sich auf die Gebiete in der Rheinebene bezieht und diese von den neuerworbenen Gebieten zwischen Schwarzwald und Bodensee, dem Oberfürstentum absetzt. [...] »Rheinländisch« bezeichnet demnach die Region, in der das alte Privilegsgebiet des Karlsruher Kalenders aufgegangen ist, gibt ihm so auch einen bewußten Vorzug gegenüber den anderen im Land privilegierten Kalendern, dem in Heidelberg gedruckten »Landwirtschafts- und Geschicht-Kalender« und dem »Rastatter Hinkenden Boten« (S. 107).

Der erste Jahrgang, der unter dem neuen Titel *Rheinländischer Hausfreund* 1808 erschien, versammelte unter diesem Titel *Allerley Neues, Lehrreiches und Späßhaftes auf das Jahr 1808*; die meisten Texte wiesen zeitgeschichtliche Aktualität und Authentizität auf, darin folgte Hebel seinen Vorstellungen. Die wenigen praktisch-belehrenden oder sittlich-erbaulichen Beiträge (die Hebel auch später nicht in das *Schatzkästlein* aufnahm) waren Zugeständnisse an die Wünsche des Kirchenrats. Voit erwähnt an dieser Stelle, daß es in keinem anderen Jahrgang des *Rheinländischen Hausfreunds* so viele mit den beiden Basler oder dem Colmarer Hinkenden Boten gemeinsame Texte gebe. Sie sind genauer nachgewiesen in einem Aufsatz Voits (s. Anm. 1). Das Faktum an sich ließe sich mit der Kürze der Zeit, die Hebel zur Zusammenstellung des Kalenders blieb, und mit seiner Vorliebe für die Basler Hinkenden Boten, die er als Vorbild für seinen Kalender betrachtete, erklären. Tatsächlich hat Hebel, seine früheren wie seine späteren Geschichten betreffend, zahlreiche Vorlagen insbesondere aus Friedrich Nicolais *Vademecum für lustige Leute* (1767–1782), aus Heinrich Zschokkes *Schweizerboten*-Kalender (1805–1808) und aus Schwank- und Historienbüchern seit dem 16. Jahrhundert aufgegriffen und bearbeitet,<sup>2</sup> manche

<sup>2</sup> Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreundes. Kritische Gesamtausgabe. Hrsg. v. W. Theiss. Stuttgart 1981. Theiss' kritische Ausgabe basiert auf der Werkausgabe von Otto Behaghel (Berlin und Stuttgart 1883/1884), in der die als gesichert geltenden Vorlagen verzeichnet waren. Theiss hat diese berichtigt und ergänzt. Vgl. auch: Elfriede Moser-Rath: *Lustige Gesellschaft*. Schwank und Witz des 17. und 18. Jahrhunderts in kultur- und sozialgeschichtlichem Kontext. Stuttgart 1984.

Stoffe existieren z. B. gleichzeitig in Bearbeitungen von Kleist und Hebel und wurden auch weiter rezipiert. Die Bearbeitung vorgefundener Vorlagen war vor der Installierung des Urheberrechts ein seit Jahrhunderten üblicher Vorgang. Eine genaue Untersuchung der frühen Textbeiträge Hebels für den Landkalender könnte Aufschluß darüber geben, ob und in welcher Weise sich seine Bearbeitungen verändert haben, im Umfang mehr oder weniger geworden sind im Verhältnis zu den »eigenen« Geschichten.

Hebels Kalender wurde erfolgreich, seine Kalendertexte wurden gerühmt, nachgedruckt und nachgeahmt, seine Geschichten wurden zu Mustern der Kalenderliteratur bis ins 20. Jahrhundert. Eine überblicksartige Darstellung im letzten Kapitel stellt weitere südwestdeutsche Kalender vor, die für den *Rheinländischen Hausfreund* als Vorbild oder als Konkurrenz von Bedeutung waren. Im Anhang sind neben den bereits erwähnten Gutachten zur Neugestaltung des Landkalenders aus den Jahren 1806/1807 noch fünf Liedtexte aus dem Landkalender (1804–1806) abgedruckt, die möglicherweise von Hebel stammen. Das ausführliche Literaturverzeichnis (das neben der Forschungsliteratur außerdem zeitgenössische Literatur zum Kalenderwesen, ungedruckte und gedruckte Quellen und -verzeichnisse enthält) schließt den Band.

Mit seiner Monographie hat Friedrich Voit eine materialreiche Studie zur Geschichte des badisch-durlachischen Landkalenders vorgelegt, deren Stärke in der inhaltlichen Präsentation einer relativ kompletten und dadurch sehr ergiebigen Materiallage besteht, die exemplarisch ausgewertet wird.

Sonja Hilzinger (Mainz)

IRA KASPEROWSKI: *Mittelalterrezeption im Werk des Novalis* (Hermaea. Germanistische Forschungen. N.F. Bd. 74). Tübingen: Niemeyer 1994. 243 S. Kart. DM 92,–

Die Mittelalterrezeption durch die deutsche Romantik und die prominente Rolle, die Novalis dabei gespielt hat, sind seit so langer Zeit ein wichtiges Forschungsgebiet der Germanistik, daß man meinen sollte, es sei alles gesagt. Friedrich von Hardenbergs *Europa* und sein *Heinrich von Ofterdingen* sind, so die communis opinio, die wirkungsgeschichtlich folgenreichsten Musterbeispiele für eine »Romantisierung« des Mittelalters, der es, unbeirrt durch den Kenntnisstand zeitgenössischer Wissenschaften, ja geradezu im bewußten Gegensatz dazu, um eine »Verklärung« des Mittelalters ging. Ob »Vergangenheitsutopie« (Mähl), »zeitlich höchst unbestimmte Fiktion« (Kurzke), »weitgehend ahistorische Schau des Mittelalters« (Strack), »idealized Middle Ages« (Saul), ob Novalis »verstehen«-wollend oder ihn kritisierend – einig sind sich die Interpreten darin, daß Hardenberg mit seinem Bild, gemessen am Wissensstand seiner Zeit, keinen Wahrheitsanspruch verbinden wollte und es auch nicht konnte.

Daß diese Auffassung falsch ist, belegt die hier anzuzeigende bei Hans-Joachim Mähl angefertigte vorzügliche Kieler Dissertation von Ira Kasperowski mit wünschenswerter Gründlichkeit. Methodisch folgt sie dem quellenkritischen Verfahren Mähls und stellt einmal mehr die Leistungsfähigkeit dieses Vorgehens unter Beweis, das die sog. »Einflußforschung« durch die Frage nach konkreten »Inzitamenten« und ihrer Aneignung und Umdeutung ersetzt. Zug um Zug wird nachgewiesen, daß Novalis sich durchaus am Stand der zeitgenössischen Geschichtsschreibung orientierte, daß er über deren Einsichten aber in



einer Weise hinausging, die es erlaubt, nicht von einer ›Wiederentdeckung‹, sondern von einer ›programmatischen Neuentdeckung des Mittelalters‹ (S. 14) zu sprechen.

Ein erster Abschnitt (S. 15–40) ist der Schüler-Arbeit *Ueber die Ordalien oder Gottesurtheile* (HKA II, S. 7–12)<sup>1</sup> gewidmet. Der Text ist von der Forschung wenig beachtet worden: Zu offensichtlich scheinen die Erklärung und die Kritik an diesem mittelalterlichen Phänomen im Fahrwasser der Aufklärung zu schwimmen.

Kasperowski kann aber zeigen, daß Novalis die aufklärerische Überzeugung von der Absurdität des mittelalterlichen Rechtsverständnisses nicht teilt, sondern die Alterität der damaligen ›Denkungsart‹ herausarbeitet. Der Begriff der ›Denkungsart‹ und der historische Sinn der Abhandlung weisen zurück auf Herder, Novalis' originäre Leistung aber war die Erprobung des historischen Sinns an einem Phänomen des von Herder so kritisch-ablehnend bedachten Mittelalters.

Mit Fug und Recht liest Kasperowski daher den Schüler-Aufsatz als ein frühes Beispiel für eine Mentalitätsgeschichte, der Herder in der neueren geschichtswissenschaftlichen Diskussion ja zugeordnet wird. Der Aufsatz *Ueber die Ordalien oder Gottesurtheile* ist das erste Beispiel für den auch später beibehaltenen Dreh- und Angelpunkt der Mittelalter-Rezeption Hardenbergs: die Rezeption mittelalterlicher Mentalitäten.

Daß dem schon beim Schüler ein genuin historisches Interesse zugrundegelegen haben muß, bestätigen nicht nur zeitgenössische Stimmen, sondern auch die Quellenforschung. Novalis hatte, wie Kasperowski zeigt, profunde Fachkenntnisse über die Gottesurteile, die er einem (ungewöhnlich unbefangenen) Rückgriff auf den Sachsenspiegel sowie auf weitere zeitgenössische Spezialliteratur verdankte. Letztere wird bei Kasperowski eingehend geprüft, ohne daß sie sich neben Herder und dem Sachsenspiegel auf eine weitere bestimmte Quelle festlegen könnte.

Hardenbergs *Europa*-Rede, der das folgende, umfangreiche Kapitel (S. 41–132) gewidmet ist, gilt als der problematischste Fall romantischer Mittelalter-Rezeption. Die Wogen haben sich inzwischen etwas geglättet, aber auch die derzeit wohl überzeugendsten Interpretationen, die transzendentalpoetischen bzw. utopietheoretischen, müssen sich mit Kasperowski fragen lassen, warum Novalis sich, anders als etwa Rousseau, bei seiner Konstruktion einer Vergangenheit so stark an der historischen Wahrheit orientiert hat. Kasperowskis eigene Interpretation zeigt, daß die Geschichtsprophetie der *Europa* von der Glaubwürdigkeit des Mittelalterbildes lebt.

Im Anschluß an Ludwig Stockinger entwickelt sie, einer der Höhepunkte der Arbeit, eine akribische Interpretation des Textes als politischer Parteidrede, d. h. als zum genus deliberativum gehörend. Es geht um die Heraufführung eines im Glauben geeinten, friedlichen Europas. Ihre Überzeugungskraft soll diese Geschichtsprophetie aus der Darstellung des frühmittelalterlichen Katholizismus als eines geschichtlichen Vorbildes gewinnen, dessen Vergegenwärtigung nach den Gesetzen der narratio probabilis erfolgt: »Die narratio dient nicht dazu, ein Idealbild aufzustellen, sondern sie ist dem Parteiinteresse, dem Zweck der Rede unterworfen und muß dem Beweisgang nützlich sein« (S. 60). Das erklärt die Auslassungen Hardenbergs, aber auch die Orientierung an der historischen Glaubwür-

<sup>1</sup> Novalis wird zitiert nach: Novalis. *Schriften*. Die Werke Friedrich von Hardenbergs. Begründet von Paul Kluckhohn und Richard Samuel. Hg. von Richard Samuel in Zusammenarbeit mit Hans-Joachim Mähl und Gerhard Schulz. Historisch-kritische Ausgabe in vier Bänden und einem Materialienband [= HKA]. Stuttgart u. a.: Kohlhammer 1960–1988.

digkeit und die ergänzenden psychologischen Begründungen, die in der Rede, den mentalitätsgeschichtlichen Ansatz vertiefend, als ›Sinn für das Unsichtbare‹ zusammengefaßt werden.

Von einer ›Vergangenheitsutopie‹ oder einer ›transzendentalen Ermöglichung‹ dürfte also gerade nicht gesprochen werden. Das genus deliberativum bzw. die narratio probabilis widersprechen dem. Die Forderung nach historischer Glaubwürdigkeit hat Novalis sehr ernst genommen. Wie die Quellenkritik zeigt, stützte sich seine narratio auf das Studium der bedeutendsten zeitgenössischen Historiker. Während die aufklärerische Historiographie und Geschichtsphilosophie bis zur Kenntlichkeit parodiert und durch die Hervorhebung der religiösen Mentalität überboten werden, werden die Darstellungen Johannes Müllers und Edward Gibbons zu entscheidenden ›Inzitamenten‹ für das Mittelalterbild der *Euopa*.<sup>2</sup>

Müllers *Darstellung des Fürstenbundes* (1787) und vor allem seine *Geschichten der schweizerischen Eidgenossenschaft* (1786–1808) bestimmen die narratio der *Euopa* mit ihrer positiven Sicht der mittelalterlichen Hierarchie, mit der Würdigung der traditio der Bildung und der innergesellschaftlichen Bildungs- und Vermittlungsarbeit der Geistlichen und mit vielen Details.

Das zweite entscheidende Inzitament lieferte Edward Gibbons *History of the Decline and Fall of the Roman Empire*, wobei offen bleibt, ob Novalis die Übersetzung von C. W. v. Riemberg (14 Bde. 1788–1792) oder die gekürzte Fassung von K. F. Seidel (3 Bde. 1790) benutzt hat.<sup>3</sup>

Gibbon lieferte die historische Legitimation für Novalis' Periodisierung der Welt- nach der Religionsgeschichte: Mit dem als ›Sieg des Übersinnlichen‹ gedeuteten Erscheinen Christi hat auch im historischen Sinne die ›neue‹, der ›alten‹ überlegene Welt begonnen. Auch für eine bis zum vierten Jahrhundert dauernde Übergangsperiode konnte Novalis bei Gibbon historische Anhaltspunkte finden, sowie dafür, die Kreuzzüge – trotz aller unaufklärerischen Wertschätzung – nicht zum Zentrum der Darstellung zu machen. Gibbons Darstellung des Heiligen- und Reliquienkultes wird mentalitätsgeschichtlich revidiert: Sie belegt die historische Glaubwürdigkeit des Phänomens, aber die ablehnende Haltung des Historikers wird ersetzt durch Verständnis für den Glauben an die Realpräsenz des Heiligen. Das mittelalterliche Bedürfnis nach konkreter Sichtbarkeit und Sinnlichkeit wird i. S. einer Vorläuferschaft der frühromantischen Mentalität von Novalis erkannt und anerkannt: »Seine Sichtweise läßt sich innerhalb des religionsgeschichtlichen Diskurses seiner Zeit als eine Neuentdeckung der frühmittelalterlichen Religiosität charakterisieren« (S. 132).

Der letzte und umfangreichste Abschnitt (S. 133–227) ist der Mittelalterrezeption im *Heinrich von Ofterdingen* gewidmet.

Den Ausgangspunkt bildet natürlich die Frage, warum Novalis seine Figur, die ein Dichter werden soll, als einen Heinrich von Ofterdingen angelegt hat. Gibt es eine spezifische Affinität zwischen Mittelalter und Dichtung?

<sup>2</sup> Der in der Forschung gelegentlich genannte Michael Ignaz Schmidt kommt dagegen, wie Kasperowski zeigt (S. 79–84), als entscheidene Quelle nicht in Betracht. Das gleiche gilt für seine Rolle bei der Ausdeutung der Kreuzzüge im *Ofterdingen* (vgl. S. 213).

<sup>3</sup> Die noch in der HKA genannte Übersetzung von F. A. W. Wenck (1779–1806) kommt Kasperowski zufolge (S. 107f.) nicht in Frage.

Die Nachzeichnung der Diskussion um den Wartburgkrieg im 18. Jahrhundert ergibt, daß es sich dabei um die seinerzeit neben dem Nibelungen-Lied bekannteste mittelalterliche Dichtung handelte und auch nach Bodmers Entdeckung der Spruchdichtung kein Zweifel an der historischen Existenz Heinrichs und Klingsohrs aufkam.<sup>4</sup> Der Name *Ofterdingen* besaß also bei den literarisch Interessierten Signalwert und rief, was auch Tiecks Fortsetzungsbericht<sup>5</sup> und zeitgenössische Rezensionen belegen, die Vorstellung eines historisch realen mittelalterlichen Sängers von ausgezeichneter Qualität wach. Von einer »Wiederentdeckung« durch die Romantik kann also auch hier keine Rede sein.

Der Grund für die Verlegung der Handlung in das Mittelalter ist, darin folgt Kasperowski der Forschung, in Hardenbergs Kritik der Gegenwart zu finden, die er durch einen prosaischen Zweckutilitarismus geprägt sah. Mit diesem Entwurf eines Mittelalters als positives, poetisches Gegenbild zur Moderne unterläuft der *Ofterdingen* – dessen war der Verfasser sich sehr bewußt – den auf Abenteuergeschichten gerichteten zeitgenössischen Erwartungshorizont.

Die Gegenbildfunktion des Mittelalters wird, darin liegt die zentrale Erkenntnis Kasperowskis, gestützt durch historische Glaubwürdigkeit, gemessen an den Kriterien des 18. Jahrhunderts. Die Zeichnung des Mittelalters schließt daher an Zeitgenössisches an, die »liebliche Armut« etwa an Herders Suche nach positiven Gegenbildern zur Mechanisierung des modernen Lebens im Mittelalter und die »Einfalt« an die weitverbreitete Wertschätzung dieses Begriffs in der zeitgenössischen Kulturkritik. Vor allem aber die Grundidee des Mittelalterbildes im *Ofterdingen*, daß diese und andere positive Eigenschaften sich dem spezifischen Übergangscharakter des Mittelalters verdanken, hat ihre Vorbilder. Schon Bodmer hatte die Blackwell entlehnte Vorstellung, daß Übergangszeiten der dichterischen Produktivität besonders günstig seien, auf die Stauferzeit übertragen. Diese Interpretation wurden von einigen Vertretern der zeitgenössischen Historiographie und Kulturgeschichte (I. Iselin, J. Müller, Gleim, Herder, Gibbon) mehr oder weniger geteilt; zumindest ein Werk läßt sich sogar als Quelle für Novalis namhaft machen, K. W. F. von Funcks *Geschichte Kaiser Friedrichs des Zweiten* (1792). Vor diesem Hintergrund erscheint das Mittelalter bei Novalis nicht als goldenes Zeitalter, wohl aber als »heterogène Mischung« (HKA III, S. 587, Nr. 221) und in diesem Sinne als eine »romantische Zeit« (HKA I, S. 204), die der geistigen Produktivität besonders günstig ist. Aus ihr ist historisch gesehen kein neues goldenes Zeitalter hervorgegangen – eben das aber sollte statt dessen in der literarischen Fiktion durchgespielt werden.

Hardenbergs Deutung des Hochmittelalters als »Übergangszeit« ist also eine Interpretation auf der Grundlage eines damals gültigen, gegenüber rationalistischen Auffassungen sicher als avanciert zu bezeichnenden Geschichtsbildes. Deshalb ist Kasperowski auch darin zuzustimmen, daß der *Ofterdingen* ein »Vorläufer des historischen Romans« (S. 194) ist.

<sup>4</sup> Hardenberg begegnete der Stoff erstmals in Rothes Thüringischer Weltchronik. Ob er über Rothe und Bodmers und Breitingers Ausgabe der Großen Heidelberger Liederhandschrift von 1758/1759 hinaus weitere Wiedergaben des Wartburgkrieges kennengelernt hat, bleibt offen. Möglicherweise kannte er die erste literarische Bearbeitung des Stoffes, die eben nicht, wie Kasperowski zeigt, von Novalis stammt, sondern von Benedikte Naubert: *Wallfahrten und Erzählungen der Pilger* (Leipzig 1793) (S. 161f.).

<sup>5</sup> Zur Interpretation der Fortsetzungspläne steuert Kasperowski einige bemerkenswerte quellenkritisch gestützte Überlegungen bei (vgl. S. 166–175).

In diese Zusammenhänge fügt sich auch das Bild Friedrichs II., der nicht mit der Kaiserprophetie verbunden, sondern als historische Figur geschätzt wird. Auch damit stand Hardenberg nicht alleine da: »Für Herder, für Funck und auch für Novalis ist das Kaisertum Friedrichs II. Ausdruck einer Zeit, die durch Möglichkeiten des Umbruchs und des (nicht vollendeten) Übergangs in eine bessere Welt gekennzeichnet ist« (S. 199). Hardenbergs originäre Zutat besteht in der Deutung dieser besseren Welt als Wiederkehr eines goldenen Zeitalters.

Auch seine positive Sicht auf die Kaufleute und auf den mittelalterlichen Großhandel als Beförderer menschlicher Kultur ist bei einzelnen anderen zeitgenössischen Autoren (Herder, Chr. G. Böckh u. a.) zu finden.

Entsprechendes gilt für den komplexeren Fall der Kreuzzüge. Sie werden im Roman mehrperspektivisch thematisiert: Die Ritter, ihr »Kreuzgesang« und Zulima verkörpern drei unterschiedliche Sichtweisen, wobei der Kritik an der Kreuzzugswirklichkeit durch die morgenländische Gefangene, die als Identifikationsfigur angelegt ist, das größte Gewicht zukommt. Das ist in der Forschung auch gesehen worden; Kasperowski fragt aber zu Recht, ob dadurch auch die Idee der Kreuzzüge in Frage gestellt wird.

Idee und Wirklichkeit werden nur in Gibbons *Geschichte des Verfalls und Untergangs des Römischen Reichs* auseinandergehalten, die deshalb von Kasperowski »als die hauptsächliche Vorlage für die Position der Ritter und für den Gedankengang im Kreuzgesang nahmhaft« (S. 209) gemacht wird. Gibbons Darstellung ist so differenziert und Hardenbergs Übernahmen sind so zahlreich, daß es gerechtfertigt ist, von einer »historischen Darstellung« (S. 212) der Kreuzzüge im Roman zu sprechen. Weitere Quellen sind denkbar, waren aber nicht nötig. Bereits Gibbon ermöglichte eine Kritik der Kreuzzugswirklichkeit bei gleichzeitiger mentalitätsgeschichtlicher Würdigung der Kreuzzugs-idee, wie sie, Kasperowski zufolge, im *Ofterdingen* vorliegt. Für letzteres spricht, daß die Idee »keiner Relativierung durch textinterne Signale« (S. 214) unterliegt und im »Kreuzgesang« apokalyptische, also überirdische Zeichen die erste Bereitschaft der Christen erwecken, auf den Kreuzzug zu gehen.

Die Deutung des Mittelalters als Zeit produktiver Unruhe steht auch, wie Kasperowski zeigt, im Hintergrund von Hardenbergs im Anschluß an Kant und Schiller vorgenommene, deren Einschätzung aber stark modifizierende Wertschätzung der Kriege für die Herausbildung neuer geschichtlicher Strukturen.

Die Gestaltung des Bergmanns im Roman geht zurück auf Rothes Elisabethlegende. Novalis hat sie, wie Kasperowski zeigt, so rezipiert, wie es Herder in der 6. Sammlung seiner *Zerstreuten Blätter* 1797 gefordert hat: als historische Quelle, die Aufschlüsse gibt über die Mentalität ihrer Entstehungszeit. Die Frömmigkeit und Andacht sowie die freiwillige Armut, mit denen Novalis seinen Bergmann ausstattet, sind also in Hardenbergs Augen Elemente gelebter mittelalterlicher Religiosität. Sie verleihen dem Bergmann eine Heiterkeit der Seele und einen Blick für das Wesentliche des Lebens, die er mit dem Einsiedler teilt. Beide werden darüber zu Vorbildern für Heinrich, nicht uneingeschränkt, aber doch soweit, daß er in diesen Begegnungen erfährt, daß er ein Dichter ist.

Es ist das große Verdienst Ira Kasperowskis, gezeigt zu haben, (a) in welchem Ausmaß sich Hardenbergs Mittelalterbilder auf die Rezeption vorwissenschaftlicher und wissenschaftlicher Quellen stützen und welche Rolle Herder dabei spielt, (b) daß er sich insgesamt auf der Höhe der zeitgenössischen Historiographie seiner Zeit bewegt hat und man daher von »historischen Darstellungen« sprechen kann und (c) daß es bei Novalis, teilweise im Anschluß an avancierte zeitgenössische Diskussion, zu einer »Neu-Entdeckung des

Mittelalters insofern kommt, als er sich durchgängig und dezidiert um eine Rekonstruktion mittelalterlicher Mentalitäten bemüht.

Es liegt in der Natur des methodischen Ansatzes, daß dabei die Frage, was denn das spezifisch (Früh-)Romantische an Hardenbergs Mittelalter-Interpretation ist, gelegentlich etwas ausgeblendet wird. Deutlich markiert wird diese Dimension selten (etwa in dem Hinweis, daß Novalis in der *Europa* die Frühromantiker als das höherstehende Pendant zur frühmittelalterlichen Geistlichkeit begreift (S. 48)); entscheidende Fragen wie die nach dem Verhältnis frühromantischer zu mittelalterlicher Religiosität (oder Dichtkunst) bleiben daher, soweit sich nicht Übereinstimmungen zeigen lassen, offen. Aber das ist nicht der Verfasserin anzulasten, sondern sollte der weiteren Forschung überlassen bleiben, die von jetzt an davon wird ausgehen müssen, daß die Grundlage für die »Romantisierung« des Mittelalters bei Novalis die quellengestützte Rekonstruktion seiner Mentalitäten bildet.

Herbert Uerlings (Trier)

ULRIKE KOLLER: *Wilhelm Raabes Verlegerbeziehungen*. (Palaestra 296) Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1994. 232 S. Kart. DM 42,–.

»Wenn Köchinnen zusammen kommen, sprechen sie von ihrer Herrschaft, und wenn deutsche Schriftsteller zusammen kommen, sprechen sie von ihren Verlegern.« Was Heine in seinem zeitkritischen Essay über Börne ironisch auf dem Niveau subalternen Klatscherei unter Berufskollegen über die Macht des Geschmacks ansiedelt, findet in der Literaturwissenschaft erst in jüngerer Zeit zunehmend Interesse. Das theoretische Grundproblem entsprechender Studien besteht vor allem darin, Literatur nicht mehr ausschließlich als autonomes Kommunikationssystem, sondern auch als Element des ökonomischen Systems adäquat auf den Begriff zu bringen; kurz: Autonomie und Heteronomie von Literatur, die Bedeutung des Textes und das Buch als Ware, sind seit dem späten 18. Jahrhundert zusammenzudenken.<sup>1</sup>

Das führt vor allem zu methodischen Problemen. Denn das Buch als Ware ist ein empirischer Gegenstand, bei dem man es mit Auflagenziffern, Kalkulationen, Löhnen und Preisen im institutionellen Dreieck von Autor, Verlag und Publikum zu tun bekommt. Die Textbedeutung dagegen kann als (De)Konstruktion hermeneutischer Operationen verstanden werden. Prinzipiell lassen sich, je nach Wahl der Referenzebene, drei Lösungen des methodischen Grundproblems denken: Erstens kann die Macht des Geldes und des Geschmacks in den Vordergrund gerückt werden. Dann entstehen großräumig angelegte Studien zur Buchhandelsgeschichte oder zu einzelnen Verlagen.<sup>2</sup> Seltener sind bereits Stu-

<sup>1</sup> Ein instruktives Beispiel für das daraus entstehende Perspektivenproblem ist neuerdings leicht zugänglich: Moritz contra Campe. Ein Streit zwischen Autor und Verleger im Jahr 1789. Mit einem Nachw. hg. von Reiner Marx und Gerhard Sauder. (Kleines Archiv des achtzehnten Jahrhunderts 18) St. Ingbert: Röhrig 1993.

<sup>2</sup> Vgl. u.a. Reinhard Wittmann: Buchmarkt und Lektüre im 18. und 19. Jahrhundert. Beiträge zum literarischen Leben 1750–1880. (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur 6) Tübingen: Niemeyer 1982; Siegfried Lokatis: Hanseatische Verlagsanstalt. Politisches Buchmarketing im »Dritten Reich«. In: Archiv für Geschichte des Buchwesens 38 (1992), S. 1–189; Claus Lüpkes: Ein literarisches Zentrum in Italien. Der Turiner Kreis um Einaudi. In: Rolf Grimminger/Jörn Stückrath/Jurij Murašov

dien zu einzelnen Texten, die aus der Beachtung des Warencharakters von Literatur interpretatorischen Gewinn ziehen, Geist und Geld also sozusagen verbinden.<sup>3</sup> Offenbar setzt sich in der Literaturwissenschaft ein dritter Typus am leichtesten durch. Er stellt den Geist über das Geld und behandelt das Verhältnis eines Autors zu seinen mehr oder weniger wechselnden Verlegern. Hier wird die Autorphilologie zur Bezugsgröße. In der Regel wird dabei der Briefwechsel mit Verlegern eines hinlänglich bekannten Literaten entlang der Publikationsgeschichte seiner Werke ausgewertet.<sup>4</sup> Diesem Muster, mitsamt seinen methodischen Schwierigkeiten, folgt auch die anzuzeigende Arbeit über Wilhelm Raabes Verlegerbeziehungen.

Es handelt sich um die von Albrecht Schöne betreute Göttinger Dissertation der Verfasserin. Das Buch ist in der renommierten Reihe *Palaestra* und in dem Verlag erschienen, der auch die maßgebliche Gesamtausgabe von Raabes Texten anbietet. Ulrike Koller ist 1979 mit einer rezeptionstheoretisch orientierten Studie über Raabes Leser hervorgetreten, sie hat dann 1981 Raabes Erstling *Die Chronik der Sperlingsgasse* mit einem instruktiven Nachwort versehen<sup>5</sup> und ist in der Raabe-Philologie u. a. durch Rezensionen und ihre Mitarbeit am *Raabe-Jahrbuch* bekannt geworden.

Ihre Arbeit präsentiert sich insgesamt als philologisch solide recherchiert und enthält eine Fülle von Informationen. Sie erschließt handschriftliches Material aus dem Braunschweiger Stadtarchiv und läßt sich, von einigen Redundanzen, seltenen sachlichen Unstimmigkeiten und wenigen Druckfehlern (S. 80, Anm. 19: Wolf, lies: Wolff; S. 160, Anm. 93: 1897, lies: 1887) abgesehen, flüssig lesen. Freilich begrenzen die »mehr quellenals meinungsgegründeten Ausführungen« (so Koller zustimmend über eine Arbeit Denkers – S. 82) ihren Innovationswert für die lebhaften innergermanistischen Theoriediskussionen. Man könnte daher die Studie getrost der Raabe-Philologie überlassen, wenn nicht

---

(Hg.): Funkkolleg Literarische Moderne. Europäische Literatur im 19. und 20. Jahrhundert. Studienbrief 7. STE 19. Tübingen: Beltz 1994, S. 19/1–19/35.

<sup>3</sup> Vgl. z. B. Karl-Heinz Hücke: Jene »Scheu vor allem Mercantilischen«. Schillers »Arbeits- und Finanzplan«. (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur 12) Tübingen: Niemeyer 1984; Eckhardt Meyer-Krentler: »Unterm Strich«. Literarischer Markt, Trivialität und Romankunst in Raabes »Der Lar«. (Schriften der Universität GH Paderborn. Reihe Sprach- und Literaturwissenschaft 8) Paderborn/München/Wien/Zürich: Schöningh 1986; Cornelia Blasberg: Adalbert Stifter und sein Verleger Gustav Heckenast. Eine andere Geschichte des »Nachsommers«. In: Von Götschen bis Rowohlt. Beiträge zur Geschichte des deutschen Verlagswesens. Festschrift für Heinz Sarkowski. Hg. von Monika Estermann und Michael Knoche. Wiesbaden: Harrassowitz 1990, S. 103–121.

<sup>4</sup> Vgl. z. B. Helmut Pape: Klopstocks Autorenhonorare und Selbstverlagsgewinne. In: Archiv für Geschichte des Buchwesens 10 (1970), Sp. 1–268; Wolfgang von Ungern-Sternberg: Christoph Martin Wieland und das Verlagswesen seiner Zeit. Studien zur Entstehung des freien Schriftstellertums in Deutschland. In: Archiv für Geschichte des Buchwesens 14 (1974), Sp. 1211–1534; Ludwig Fertig: »Ein Kaufladen voll Manuskripte«. Jean Paul und seine Verleger. In: Archiv für Geschichte des Buchwesens 32 (1989), S. 273–395; Siegfried Unseld: Goethe und seine Verleger. Frankfurt a. M./Leipzig: Insel 1991.

<sup>5</sup> Ulrike Koller: Vom »Leseöbel« zur Leser-»Gemeinde«. Raabes Beziehung zum zeitgenössischen Publikum im Spiegel der Leserbehandlung. In: Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft (1979), S. 94–127; U.K.: Nachwort. In: Wilhelm Raabe: Die Chronik der Sperlingsgasse. Stuttgart: Reclam 1981, S. 201–222.

die von ihr angebotenen Perspektiven und methodischen Implikationen ein genaueres Hinsehen lohnen und rechtfertigen würden.

Die angedeuteten methodischen Probleme zeigen sich bereits in der allzu knapp geratenen »Einleitung«, die das Untersuchungsmodell vorstellt. Es geht massiert von den traditionellen Eckbegriffen jeder Autorphilologie aus: »Lebenswerk«, »Autor« und »Ruhm« (S. 9). Im Anschluß an die Raabe-Forschung, die diese Kategorien verwaltet, wird daraus eine erste Fassung der Fragestellung abgeleitet. Koller will mit Hilfe einer Koppelung von biographischer, sozialhistorischer und ästhetischer Analyseebene herausfinden, »welche Konsequenzen die Lebensform eines Schriftsteller-Unternehmers für das literarische Werk Raabes hatte« (S. 9). Die Untersuchung dieser Frage wird also insofern Exemplarität beanspruchen dürfen, als sie den sozialen Typus »Berufsautor« (S. 9) in den Blick nimmt. Zu fragen ist allerdings, ob damit nicht lediglich die alte Relation von Erlebnis und Dichtung sozialgeschichtlich transformiert wird. Die Einheit Autor erscheint jedenfalls vorab als zentrale, wiewohl in sich gesplante Referenzebene der Untersuchung. Denn der Berufsautor steckt als Kunstproduzent mit einem Bein im autonomen literarischen System, als Warenproduzent mit dem anderen im ebenso autonomen ökonomischen System, wobei sich beide Systeme zunehmend gegeneinander ausdifferenzieren. Daraus folgt hypothetisch eine doppelte Intention des Autors bei der Textproduktion. Sie erscheint in der Studie als Grundproblem Raabes, »seine materiellen und literarischen Interessen und Ansprüche miteinander zu verbinden« (S. 71). Als textanalytisches Äquivalent der Hypothese fungiert im Laufe der Untersuchung der auf das Frühwerk Raabes bezogene Begriff einer doppelten Rezeptionsmöglichkeit, »d.h. eine immanente Aufhebung des Klischees durch ästhetisch anspruchsvollere Strukturen« (S. 202; vgl. S. 38, S. 82f., S. 104, S. 108, S. 197). Begründet wird die doppelte Autorintention dezisionistisch durch die sozialgeschichtliche Hypothese, die Entscheidung für eine Existenz als Berufsautor bedeute im Zeitalter des Buchmarktes zwangsläufig, zu den Regeln des Marktes Stellung beziehen zu müssen. Allgemein gesagt wird die Freiheit im literarischen Diskurs (Literatur als Kunst) seit der Epochenschwelle um 1800 durch Zwänge des ökonomischen Diskurses (Literatur als Ware) eingeschränkt. In dieser Perspektive müssen die Verlegerbeziehungen eines jeden Autors im 19. und 20. Jahrhundert als institutionelle Verlängerung einer existentiellen Entscheidung für das Schreiben erscheinen. Dieser Kunstgriff gelingt aber, wie leicht zu sehen ist, nur dann, wenn vorab neben der ökonomischen auch eine künstlerische Intention dem Autor unterstellt wird. Nur dann wird das Ansetzen der Feder zur Urstiftung eines von vornherein zwischen Kunst und Kommerz situierten transdiskursiven Textsystems. Koller setzt also den erst von der Raabe-Philologie erarbeiteten Kunstcharakter des Werkes voraus und fragt nun, inwiefern die ökonomischen Erwartungen in der Umgebung des Autors auf die ästhetische Form seiner Texte eingewirkt haben.

Das systematische und literaturhistorische Ziel der Arbeit ist entsprechend eine Klärung des Problems,

wie die Auseinandersetzung des Autors mit den durch die Bedingungen des Buchmarktes geprägten Verleger- und Lesererwartungen auf Struktur, Gestaltung und Funktion seiner Texte eingewirkt, ihren Kunstcharakter mit geprägt hat (S. 10).

Die vielfältigen methodischen Implikationen dieses Untersuchungsziels, das sozialgeschichtlich orientierte Buchhandelsforschung, hermeneutisch reflektierte Rezeptionsfor-

schung und traditionelle Textanalyse in der Perspektive der Autorphilologie bündelt, werden nicht näher diskutiert. Damit aber ist das Thema der Untersuchung begrifflich und methodisch ungenügend von angrenzenden Problemfeldern abgegrenzt.

Das macht sich bereits in den ersten beiden Kapiteln bemerkbar. Die Arbeit beginnt mit einem vorgeschalteten Kapitel zu den allgemeinen Bedingungen, die Raabe als Berufsautor vorfand. Das Kapitel muß methodisch die Aufgabe lösen, Raabes Entscheidung für den Schriftstellerberuf plausibel erscheinen zu lassen. Zu diesem Zweck werden in einem ersten Teil Möglichkeitsbedingungen des Schriftstellerberufs im 19. Jahrhundert rekonstruiert. In enger Anlehnung an einschlägige sozialgeschichtliche Studien (Engelsing, Schenda, Wittmann, etc.) wird dabei zunächst im Überblick der literarische Markt um 1850 dargestellt. Sodann wird das Verhältnis der Schriftsteller und Verleger zum literarischen Markt betrachtet, den ein »pseudoästhetisches Bewußtsein« (S. 16) kennzeichne. Der Verleger wird zum Vermittler der Ware Buch zwischen Autor und Publikum, wobei er zunehmend Einfluß auf die Texte zu nehmen sucht. Der zweite Teil des Kapitels geht dann unvermittelt von den sozialgeschichtlichen Entwicklungen zur Biographie Raabes über. Verknüpft werden beide Teile durch die schwach belegte Behauptung, Raabe habe die Bedingungen und Chancen des Literaturmarktes sehr genau gekannt und sich sogar bewußt auf seinen Schriftstellerberuf vorbereitet. Die Verwendung von Kategorien des Bildungsromans (»Lehrjahre« – S. 21) durch Koller legt jedoch nahe, daß hier eine nachträgliche, in Raabes spärlichen Selbstdeutungen bereits vorbereitete Stilisierung einer nach bürgerlichen Maßstäben gescheiterten Laufbahn vorgenommen wird. In jedem Fall bleibt die unvermittelte Konfrontation sozial- und ökonomiegeschichtlicher Tatsachen mit der Autorbiographie problematisch.

Im zweiten Kapitel, das die Erfolgsgeschichte der *Chronik der Sperlingsgasse* analysiert, treffen Textanalyse und Analyse der Publikationsgeschichte ähnlich unvermittelt aufeinander. Nach einer einleitenden Exposition der Problemstellung, die vom Rätsel des erst 20 Jahre nach der Erstpublikation einsetzenden Markterfolgs des Textes ausgeht und nach dem Anteil der Verleger daran fragt, wird in einem ersten Schritt die »Textgestalt« (S. 24) analysiert. Das Ergebnis lautet:

Obwohl Raabes erster Roman typische Elemente eines Unterhaltungsromans [...] enthält, ist er nach Form und Gehalt als durchaus ungewöhnlich für die damalige Zeit anzusehen (S. 30).

In einem zweiten Schritt wird nun die Publikationsgeschichte des Textes rekonstruiert, der bis 1960 von fünf verschiedenen Verlagen betreut wurde. Dabei zeigt sich erstens, daß der Text alsbald nach seiner Erstpublikation das primäre Ziel erreichte, einen fingierten Autornamen (Jakob Corvinus) bekannt zu machen. Zweitens wird in diesem Teil des Kapitels erkennbar, daß Raabe einem Kalkül der Systemdifferenzierung folgte, indem er seinen Verlegern alle Entscheidungen über den Text als Ware überließ, sich selbst aber die Entscheidungen über dessen literarische Gestaltung reservierte. Drittens wird deutlich, daß erst die geschickte Vermarktung des Textes durch den Grote-Verlag (ab 1876) den Erfolg des Buches begründen konnte. Denn während der Verleger Ebner die *Chronik* als geschäftlichen »[Scheiß]Dreck« (S. 40, vgl. ebd., Anm. 69) über den Kolportagehandel nicht zu verkaufen vermochte, erwies sich die Aufnahme des Textes in die zielgruppenorientierte Reihe *Grote'sche Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller* als – im Sinne der Rezeptionsgeschichte freilich verhängnisvolles – Erfolgsrezept. Anders als im ersten Kapitel wird die Verknüpfung der methodisch heterogenen Analyseebenen des Tex-



tes und seiner Publikationsgeschichte nun jedoch plausibel, wenn Koller zu dem Ergebnis gelangt, der buchhändlerische Erfolg der *Chronik* habe sich dem Überlesen ihrer zeitkritischen Intentionen verdankt, wodurch nicht zuletzt auch das idealisierende Raabe-Bild der Forschung bis etwa 1950 entscheidend geprägt worden sei.

Die Kapitel III–VII folgen nun der Biographie Raabes mit ihren in der Forschung etablierten Periodisierungen und der Publikationschronologie seiner Werke. Hier macht sich das Fehlen einer Abgrenzung der Untersuchungsebenen und einer grundsätzlichen Reflexion auf ihren methodischen Zusammenhang besonders bemerkbar.

Koller beginnt zwar jeweils mit der Exposition einer leitenden Fragestellung und schließt mit einer kurzen Zusammenfassung der Ergebnisse; die Durchführungsteile aber wirken ungleichgewichtig und lassen keine klare Konzeption erkennen. In bunter Folge wechseln einander Mitteilungen zur Biographie Raabes, zu seiner Poetologie, zu den Intentionen und der Einschätzung seiner Texte und zu seinen Verlegerbeziehungen ab. Die biographischen Verläufe erweisen sich dabei als wenig tauglich, die Analyseebenen stringent zu verknüpfen. Einzelne Exkurse (zur Publikationsgeschichte einzelner Bücher, zu Raabes allmählich sich strukturierender Poetologie, zu seinem immer radikaler werdenden Verhältnis zum Publikum, zum Konzept einzelner Zeitschriften und Verlage, zu Positionen der Forschung, zu sozialgeschichtlichen Fakten, etc.) sprengen vielmehr das biographische Kontinuum auf. Besonderes Interesse verdienen die verstreuten Bemerkungen zum Genre Verlegerbrief, einer strikt interessengeleiteten Kommunikationsform ›autonom‹ Literaten, die sich zu einer reizvollen Sonderuntersuchung ausweiten ließen. Ein Sachregister hätte die verschiedenen Analyseebenen zumindest alphabetisch ordnen und damit die Informationsfülle leichter zugänglich machen können.

Im einzelnen führt das dritte Kapitel zunächst Raabes Frühwerk vor Augen. Es wird gezeigt, daß der Autor zwischen 1856 und 1862 mit zahlreichen Texten sein Pseudonym Jakob Corvinus auf dem Markt etablieren konnte. Dabei entfernen sich die Ausführungen zum Sammelband *Halb Mähr, halb mehr!* am weitesten vom chronologischen Ordnungsprinzip. Koller kommt zu dem Schluß, daß Raabes Verleger kaum Einfluß auf die Texte nehmen mußten, weil deren Autor freiwillig die Marktbedürfnisse bediente. Dabei wird ergänzend auf eine sozialkritische Tiefendimension der Werke und auf den Umstand hingewiesen, daß deren idyllische Oberfläche ein entsprechendes, hartnäckig tradiertes Raabe-Bild generierte. Es erweist sich als Effekt unterschiedlich motivierter Autor- und Verlegerkalkulationen.

Das vierte Kapitel ist Raabes Jahren in Stuttgart gewidmet. Es fragt nach den Gründen für den großen Erfolg des *Hungerpastors* und für den Mißerfolg des *Abu Telfan*. Der Mißerfolg verdankt sich einer prinzipiellen Umorientierung der Poetik Raabes nach dem *Hungerpastor*. Sie zeigt sich erstmals in dem Roman *Drei Federn* und in den Erzählungen *Die Gänse von Bützow* und *Gedelöcke*. Im *Abu Telfan* kommt die damit verbundene Reduktion der doppelten Rezeptionsmöglichkeit dann zum Tragen. Sie äußert sich in einer aggressiv vorgetragenen Zeit- und Publikumskritik, die den verlegerischen Mißerfolg erklären kann. Der Riß zwischen Früh- und Spätwerk verläuft insofern zwischen den ersten beiden Bänden der sogenannten Stuttgarter Trilogie, zu der dann noch die Desillusionspoetik des Romans *Der Schüdderump* tritt. Als Fazit ergibt sich, daß der Berufsschriftsteller Raabe seine erzählerischen Experimente auf der Basis des gut verkäuflichen Frühwerks unternimmt, dabei aber durch die Toleranzen des Marktes in seiner Autonomie begrenzt wird.

Im Mittelpunkt des fünften Kapitels steht Raabes Wirkungskrise zwischen 1870 und 1884 und der Nachweis, daß und warum sie nicht zugleich eine Verleger- und Existenz-

krise wurde. Dazu wird zunächst aufgezeigt, daß keineswegs nur die zeitgenössische Literaturkritik, sondern vor allem Raabes literarisches Selbstverständnis und die entsprechenden Texte für die Wirkungskrise verantwortlich zu machen sind. Raabe schreibt von nun an bewußt für ein kleines, elitäres Publikum. Eine eingeschaltete exemplarische Untersuchung der Erzähler-Leser-Beziehungen in Texten aus dieser Periode zeigt das schwankende Verhältnis des Erzählers und Autors zum Publikum. Es konsolidiert sich erst 1876 mit dem Roman *Horacker*. Fortan verlangt Raabe einen engagierten Leser, der sich in Opposition zum Massenpublikum begibt. Damit entsteht der »Gemeinde-Zirkel« (S. 120) idealer Raabe-Käufer und -Leser als institutionelle Vorstufe der Raabe-Philologie. Da die Verleger sich vom Autor immer noch Erfolge in der Art des Frühwerks erhoffen, drucken sie seine Arbeiten trotz ihrer zunehmend radikaler werdenden Geschmackskritik. Das gilt nach Ansicht Kollers, die dabei vor allem Meyer-Krentler folgt, auch für die Zusammenarbeit mit dem Westermann-Verlag. Insgesamt steigt Raabes Einkommen trotz der Wirkungskrise, da der Autor kontinuierlich produziert. Raabes Sorgen und Klagen sind also nur dann berechtigt, wenn man seinen Maßstab übernimmt: Raabe verglich sich selbst in ökonomischer Hinsicht mit den heute zumeist vergessenen Erfolgsautoren der Zeit und ihren hohen Einnahmen, obwohl er ihre Texte in ästhetischer Hinsicht angriff. Angesichts der poetologisch fundierten Opposition seiner Texte gegen das Publikum hat er aber in diesen Jahren ein relativ gutes Auskommen.

Im sechsten Kapitel geht es zunächst um den Bruch Raabes mit dem Westermann-Verlag. Hier wird nachzuweisen versucht, daß Raabe, der sein Ehrgefühl durch die Bitte um eine Publikationspause verletzt sah, für den Bruch weitgehend selbst verantwortlich ist. Koller kehrt sogar die Beweislast um: ungewöhnlich sei nicht der Bruch, sondern Raabes vorhergehende langjährige Zusammenarbeit mit dem Verlag (S. 143). Das macht Meyer-Krentlers vorzügliche Untersuchung des Romans *Der Lar* noch plausibler, die eine literarische Kritik des Unterhaltungsromans im Medium des Unterhaltungsromans als kohärenzstiftendes Thema des Textes nachweist.<sup>6</sup> Im zweiten Teil des Kapitels geht es um Raabes Versuche, für seine Arbeiten nach 1884 neue Verleger zu finden. Koller stellt dabei das selbstbewußte Agieren des Autors heraus, mit dem er trotz der elitären und esoterischen Ansprüche seiner späten Werke für alle einen Verleger findet. Raabe ist also auch in dieser Zeit für die Verleger kein »absteigender Autor« (S. 158). In einem dritten Teil dieses Kapitels werden Fälle versuchter Einflußnahme von Verlegern auf Texte Raabes diskutiert. Das Fazit lautet, »daß Raabe während dieser Phase der Umorientierung in Verlagsangelegenheiten nicht von seiner »Manier« des Schreibens abließ« (S. 163) und entgegen der bisherigen Forschungsansicht nur wenige Änderungen in seinen Texten hinnehmen mußte (S. 166; es handelt sich um »Titeländerungen, nachträgliche Kapiteleinteilungen, Detailkürzungen oder gelegentlich terminologische und syntaktische Vereinfachungen«, S. 192). 1889 ist dann die Wirkungskrise überwunden und Raabe tritt aus ihr als ein in Verkaufsstrategien und Preisgestaltungen versierter Autor hervor.

Das siebte Kapitel geht von der zunehmenden Beachtung aus, die Person und Werk Raabes in den Jahren 1889–1898 seitens der literarischen Öffentlichkeit fanden, und fragt nach dem Anteil der Verleger, des Autors, seiner Texte und des Publikums an diesem Erfolg. Dazu wird in einem ersten Schritt Raabes Zusammenarbeit mit den Verlegern Grote und Janke dargestellt. Es wird deutlich, daß es Janke, der Raabe eine Gesamtaus-

<sup>6</sup> Vgl. Anm. 3.

gabe vertraglich zusicherte, vornehmlich um kurzfristige, durch parallele Erst- und Wiederveröffentlichungen angezielte Erfolge beim breiten Publikum ging, während Raabe vergeblich auf die von Janke nur rhetorisch konzipierte Gesamtausgabe hoffte. Raabes Vorwürfe gegen Janke kommentiert Koller mit der nüchternen Feststellung:

Auch mit außerordentlich geschickten Geschäftspraktiken sind Bücher, die sich an eine Publikumsminorität richten, welche die bildungs- und mentalitätsmäßigen Voraussetzungen für die Rezeption erfüllt, kaum zu Bestsellern ›aufbaubar‹ (S. 177).

Überdies wird deutlich, daß Raabes stetige Produktion eine unerläßliche Bedingung für das Gelingen der Schriftstellerexistenz war. Die Bedeutung des Grote-Verlags für Raabe wird anschließend darin gesehen, daß seine Werke hier für ein ausreichend rezeptionsfähiges Publikum sorgfältig betreut und erfolgreich vermittelt wurden. Damit relativiert Koller Raabes bittere Äußerungen über seine Verleger, die er wider besseres Wissen um den leserkritischen Charakter seiner Texte getätigt habe. In einem zweiten Schritt wird dargelegt, daß der relative Erfolg der späten, Erwartungen von Verlegern und Publikum extrem mißachtenden Texte sich vor allem den diversen Verlegermaßnahmen verdanke. Raabes Verleger erscheinen entsprechend als moderne Mäzenaten wider Willen, die, getrieben von der illusionären Jagd nach geschäftlichen Erfolgen, dem Autor eine Existenz als Berufsliterat letztlich ermöglichten – obwohl dieser mit seinen Texten das zahlende Publikum zunehmend ignorierte, verachtete und verprellte.

Das achte und letzte Kapitel nimmt zusammenfassend den ›freien Schriftsteller‹ Wilhelm Raabe in den Blick und stellt damit erneut die biographische Perspektive über das Untersuchungsziel, das nach dem Einfluß der Verlegerbeziehungen auf die Gestalt der Texte fragte. Es versucht, Raabes geringschätzig Beurteilung seiner Vermarkter zu korrigieren. Dazu wird ein bedeutsamer indirekter Einfluß der Verleger- und Publikumserwartungen auf die Texte Raabes konstatiert: diese sind insgesamt zu lesen als Einsprüche gegen die »Konsumware Literatur« (S. 192). Anstatt aber nun exemplarisch die Verfahren und Implikationen einer Literatur herauszustellen, die ihren Daseinsmodus als Ware immer radikaler reflektiert und dabei typische, schon bei Baudelaire nachzuweisende Strategien der literarischen Moderne ausbildet, reiht Koller in wenig transparenter Weise Ergebnisse aneinander, die den eingangs erwähnten diversen Untersuchungsebenen zuzuordnen sind. Forcierter als in den entsprechenden Kapiteln der Untersuchung wird dabei herausgestellt, daß Raabe nach dem Bruch mit Westermann »zu einem frühen ›Marketingsspezialisten‹« geworden sei, der einzelne Verlage zur Herausgabe seiner Texte genutzt habe (S. 199); außerdem wird die »Haltung eines Lesererziehers« als verbindende pädagogische Intention des Spätwerks attestiert (S. 199), ohne weiter zu fragen, ob damit dessen Kunstanspruch nicht konsequent einem gänzlich heterogenen Bezugsfeld untergeordnet werden müßte. Beachtung verdient die Auflistung einzelner textueller Strategien, mit denen Raabe immer wieder den Schein publikumskonformen Schreibens erwecken konnte (S. 199–203). Hier nämlich greift Koller über den engen Horizont der Raabe-Philologie hinaus und zieht Vergleiche zu zeittypischen Marktanforderungen, zu literarischen Konkurrenten Raabes, sowie zu gängigen Motiven, Themen und Genres in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Damit markiert sie zugleich Anschlußstellen für weitere Untersuchungen. Am Ende geht es dann doch wieder um die letztlich müßige Frage, wie Raabe selbst zu seinen Verlegern eingestellt war. Die psychoanalytisch eingekleidete Schlußthese lautet, Raabes Urteil über seine Verlegerbeziehungen sei »womöglich so etwas wie ein unbewußter Versuch der Rebellion gegen [eine] verdrängte, (zumindest anderen gegen-

über) nicht offen eingestandene Abhängigkeit« (S. 205). Raabes literarischer Kampf gegen den Markt erscheint zuletzt als Schattengefecht gegen dasjenige, was zugleich die Existenz von Literatur ermöglicht und die Freiheit der Literatur verhindert.

Die Bedeutung der Studie kann insgesamt darin gesehen werden, daß neues Licht auf Raabes Texte fällt. Sie lassen sich nun als zunehmend forcierte Reflexionen über den problematischen Status ästhetischer Kommunikation in der ökonomiegeprägten Moderne lesen. Insbesondere geben sich seine literarischen Produkte als Waren, die sich selbst immer radikaler ihre Marktgängigkeit verbauen und erschweren, dabei aber den Grenzwert einer Vernichtung ihres Autors und seiner Lebensbedingungen mit Hilfe von marktgängigen Illusionsstrategien umgehen. Die melancholischen Experimente des erstaunlichen Spätwerks verdanken sich dem ökonomischen Kalkül der frühen Texte, weil letztere bei Raabes Verlegern immer wieder scheiternde Hoffnungen auf Publikumserfolge wecken konnten.

Ulrich Breuer (Rheine)

JUTTA SCHLICH: *Phänomenologie der Wahrnehmung von Literatur*. Am Beispiel von Elfriede Jelineks »Lust« (1989). Tübingen: Max Niemeyer 1994. 461 S. Kart. DM 148,–

Die vorliegende Studie befaßt sich (wie inzwischen einige andere literaturwissenschaftliche Arbeiten)<sup>1</sup> mit einem außerordentlich interessanten und durchaus unvergleichlichen Buch der deutschen Gegenwartsliteratur, mit Elfriede Jelineks *Lust*. Ausgehend von der Intensität ihrer eigenen Lektüre und einer damit verbundenen »Rückbesinnung auf die methodischen Voraussetzungen der eigenen literaturwissenschaftlichen Praxis« versteht die Verfasserin ihre Studie als »unkonventionellen, theoretisch-praktischen Beitrag zur Methodendiskussion in der Literaturwissenschaft« (S. 2). In einer »[...] sich selbst reflektierenden Textumgangspraxis« gebe »sich das Geheimnis des Textes schließlich preis. Zum Vorschein kommt ›Lust‹ als eine ›Phänomenologie der Wahrnehmung von Literatur‹« (S. 3).

In einer »Hinführung« erinnert Jutta Schlich an die erheblich irritierte und zum Teil äußerst ratlose Literaturkritik nach dem Erscheinen von *Lust*. Anlässlich der Interviews mit Elfriede Jelinek sowie am Beispiel der ersten literaturwissenschaftlichen Arbeiten zu *Lust* beschreibt Schlich die nahezu durchgängige »Verwechslung von Autor und Werk« bzw. die »Verwechslung von Leben und Dichtung« (S. 13ff.). Dergleichen Verwechslungen sucht Schlich in ihren »Methodischen Überlegungen« (S. 33–38) und ihren »Hypothesen« (S. 39–73) dadurch zu vermeiden, daß sie sich vorzugsweise mit »Formen und Formproblemen«, etwa mit der »Assoziations-Gestaltung und der montagehaften Komposition« (S. 35) auseinandersetzt. Unter Bezug auf Roland Barthes (»Kritik und Wahrheit«) will sie nicht »Wissenschaft der Inhalte«, sondern »Wissenschaft von den textstrukturellen Be-

<sup>1</sup> Zu nennen sind etwa folgende Bücher: Christa Gürtler (Hg.): *Gegen den schönen Schein. Texte zu Elfriede Jelinek*. Frankfurt/M.: Verlag Neue Kritik 1990; Corinna Carduff: *Ich gedeihe inmitten von Seuchen.* Elfriede Jelinek – Theatertexte. Bern u. a.: Lang 1991; Kurt Bartsch und Günther Höfler (Hg.): *Elfriede Jelinek*. Graz 1991; Helmut Schmiedt: *Liebe, Ehe, Ehebruch. Ein Spannungsfeld in deutscher Prosa von Christian Fürchtegott Gellert bis Elfriede Jelinek*. Opladen: Westdeutscher Verlag 1993; Anja Meyer: *Elfriede Jelinek in der Geschlechterpresse.* »Die Klavierspielerin« und »Lust« im printmedialen Diskurs. Hildesheim: Olms 1994.

dingungen« betreiben (S. 35). Die »Untersuchung der Mikrostruktur« soll die »tiefer liegenden Voraussetzungen« (S. 37) durchschaubar machen,

die damit zugleich als die unbewußten, hier noch nicht der Reflexion zugänglichen Voraussetzungen und Implikationen der Literaturwissenschaftlerin selbst sinnfällig werden. So ist der Weg vom Trüben ins Klare abgesteckt und gleichzeitig ein unrühmlicher »Tod« umgangen, weil ja gilt: »Fische, die gegen das Wasser predigen, muß man braten« (S. 37f.).

Das Kapitel »Hypothesen« bezieht sich auf den »Umbruch der Erzählkunst der Moderne«, auf die »Auflösung des cartesianischen Subjektbegriffs« und auf die »implizite Poetik« in *Lust*. Der Hauptteil des Buches (ab S. 77) gilt einer, vor allem auch stark linguistisch orientierten Textanalyse mit den beiden Teilen »Narrativik« und »Stilistik«. Eine »poetologische Begründung einer Phänomenologie der Wahrnehmung von Literatur« kündigt das Schlußkapitel an (ab S. 417).

Die Studie ist aufschlußreich vor allem in der Plausibilität bestimmter Ansprüche. So bemüht sich Schlich, ein zentrales Problem der Literaturwissenschaft in den Blick zu bekommen: die geradezu phänomenerzeugende Rolle der Literaturwissenschaftler – eine Rolle, in der Textwahrnehmung mindestens partiell als »Selbstwahrnehmung« (S. 428) des jeweiligen Lesers erscheint. So heißt es zum Beispiel:

Die Affektgeladenheit, die der Leser an sich wahrnimmt, ist nur deshalb zu denen der Figuren homolog, weil der Leser sich eine solche Interaktion zwischen Mann und Frau vorstellen kann [...]; die Erlebnisverfassungen, die der Leser an sich selbst wahrnimmt, sind nur deshalb denen Gertis homolog, weil der Leser um solche Erlebnisverfassungen als weibliche Erlebnisverfassungen weiß«. (S. 420; ähnlich S. 430).

Nun hypostasiert Schlich aber weiter »den Leser«, sogar den »unbefangenen Leser« (S. 226) und damit eine Perspektive, die strenggenommen eben keine persönliche »Erlebnisverfassung« hat. Möglicherweise läßt sich das in der Literaturwissenschaft, wo es darum geht, »Wissenschaft mit der unanalytischen Intuition in Einklang zu bringen« (S. 3), kaum vermeiden; es fehlen indessen deutliche Erklärungen, warum die konventionelle Rolle, warum »der Leser« durchgängig im Spiel bleibt. Interessant wäre in diesem Zusammenhang auch der explizit zu reflektierende und deutlich »unbequemere« Versuch gewesen, zu demonstrieren, wie »der Leser« (wer immer das in diesem Fall nun sein mag) die vorgeblich *männliche* »Erlebnisverfassung« in »Lust«, die Rolle des »Direktors« hervorbringt, also die Rolle eines sexuellen Ungeheuers, gleichermaßen brutal wie größenwahnsinnig. Hingegen ist die mitfühlende, »selbstwahrnehmende« Lektüre des Opfers »Gerti« weniger riskant darzustellen. Im übrigen tauchen die intensiveren Überlegungen zur »Selbstwahrnehmung«, nunmehr zwangsläufig folgenlos, erst kurz vor Schluß auf; zuvor gibt es nur einzelne, eher selbstverständliche Kurzformeln, mit denen die Kapitel enden (statt zu beginnen), wie etwa:

Soviel sei schon hier verraten: Die Literaturwissenschaftlerin agiert auch »nur« nach den Vorgaben einer impliziten Leserrolle und erweist sich nicht zuletzt als »nur« ein Mensch, der mitunter »gefühlsmäßig« re-agiert [...] (S. 187).

Auch die Ankündigung, durch Reflexion des eigenen Unbewußten (wie wäre sie überhaupt zu bewerkstelligen?) vom »Trüben ins Klare« zu kommen (siehe oben), finde ich nicht eingelöst; da ist mancher »feministische Diskurs«, zu dem sich die vorliegende Studie aber erklärtermaßen nicht rechnet, riskanter und so gesehen weitaus aufschlußreicher. In

der vorliegenden Studie verschwindet am Ende sogar noch der ohnehin abstrakte »Leser« bzw. »Literaturwissenschaftler«; in bezug auf Benjamins »Eingehen« in die Wahrheit und »Verschwinden« in ihr,<sup>2</sup> heißt es: »[...] der Literaturwissenschaftler verschwindet und das Zeichen spricht für sich selbst« (S. 418). Sollte sich das »Geheimnis des Textes« (siehe oben) wieder einmal mit einem, freilich von Benjamin eher nicht herzuleitenden, alten Trick »preisgeben«? Am Ende müsse der Text eben doch nicht zum Reden gebracht werden, sondern spreche (wieder einmal) für sich selbst?

Auch andere Ansprüche der Studie wirken ziemlich vollmundig, wenn sie ebenfalls kaum eingehalten werden bzw. wenn noch nicht einmal die ja möglicherweise durchaus interessanten Schwierigkeiten der Nichteinlösung beschrieben werden. So bezeichnet wohl nur die Umkehrung von Haupttitel und Untertitel die Arbeit einigermaßen zutreffend: Die Textanalyse eines einzelnen Buches dominiert qualitativ und quantitativ, wogegen gerade bei »Lust« nichts einzuwenden wäre, gäbe es nicht die allgemeine Etikettierung einer »Phänomenologie der Wahrnehmung von Literatur«. Weder wird geklärt, was im vorliegenden Zusammenhang »Phänomenologie« bzw. »Wahrnehmung« meinen kann, noch werden möglicherweise relevante Vorarbeiten überhaupt erwähnt. So hätte ich doch wenigstens in ein paar Sätzen gerne gelesen, warum etwa sämtliche Arbeiten einer phänomenologischen Hermeneutik in der Literaturwissenschaft<sup>3</sup> – obwohl ja zumindest eine Äquivokation sinnfällig ist – ebenso wenig erwähnt werden wie die vielfältigen und komplexen Konzeptualisierungen von »Wahrnehmung« in der Kognitionswissenschaft (auch der literaturwissenschaftlichen). Anders gesagt: Mir stellt sich (nicht ohne Zögern, siehe auch unten) die Frage, ob Jutta Schlich nicht ihr theoretisches Thema, das sie sich mit dem Titel und vor allem natürlich mit den auf ersten 60 Seiten formulierten Zielen gesteckt hat, eher verfehlt hat.

So viel läßt sich hier immerhin als »Phänomenologie der Wahrnehmung von Literatur« skizzieren: Eine Ausarbeitung müßte in erster Linie (zumindest als »Phänomenologie«) ein Beobachter-Konzept und weniger ein Konzept von feststehenden Texteigenschaften ergeben; dabei wären im wesentlichen zwei Ziele anzustreben: *Zum einen* müßte die Ausarbeitung das nachtragen und einholen, was die allgemeine Erforschung menschlicher Wahrnehmung (z.B. die psychologische) dem literaturwissenschaftlichen Wissen erheblich voraus hat, etwa die auch tatsächlich praktizierte Grundannahme, daß Wahrnehmung »ganzheitlich« erfolgt, daß Wahrnehmung also potentiell immer alle Wahrnehmungsmöglichkeiten, alle »Sinne« (und dabei mehr als nur »fünf«) umfaßt und aktiviert. Das würde etwa bedeuten, daß auch die »Körper«-Geschichte der Produktion und Rezeption von Literatur von Grund auf erst noch zu schreiben wäre, und zwar nicht nur etwa in dem offenkundigen Körper-Fall »Pornographie«, wo es ja unverkennbar ist, daß der Körper mitliest und mitschreibt; und auch nicht nur im Fall der Gruselgeschichten und (»Lust«-)Schauergeschichten, wo es einem buchstäblich »kalt den Rücken runterläuft« (das Wort »Thriller« weist auch darauf hin), sondern auch anläßlich aller anderen »normalen« Texte, bei denen die Literaturwissenschaft, abgesehen vielleicht von der Augenbewegung, fälschlicherweise eine Art von Körperstillstand voraussetzt. Selbstverständ-

<sup>2</sup> Schlich beruft sich dabei auf Walter Benjamin: *Ursprung des deutschen Trauerspiels*. Frankfurt/M. 1972, S. 17.

<sup>3</sup> Eine erste Übersicht über eine »Phänomenologie der Wahrnehmung von Literatur« bietet etwa schon Erwin Leibfried: *Kritische Wissenschaft vom Text. Manipulation, Reflexion, transparente Poetologie*. Stuttgart (Metzler) 1972.

lich lesen Frauen körperlich anders als Männer; junge Leser lesen auch in dieser Hinsicht anders als alte; Melancholiker werden Thomas Bernhards Texte auch körperlich nicht komisch finden, aber es soll andererseits ja auch Leser geben, die sich geradezu körperlich »kringeln« bei soviel »lustiger« Bosheit. Daß man Gedichte auch mit den Ohren liest (und dem eigenen Kehlkopf) und Landschaftsbeschreibungen mit den Augen, das wäre zu enttrivialisieren und neu zu entdecken.

Und einmal hoffnungsvoll unterstellt, daß eine ästhetische Wahrnehmung als eine deutlich differente Wahrnehmung nach neuerlicher Prüfung immer noch vorausgesetzt werden kann, dann müßte bei einer Erarbeitung einer »Phänomenologie der Wahrnehmung von Literatur« die Literaturwissenschaft (als eine Auseinandersetzung mit eben dieser differenten ästhetischen Wahrnehmung) nun auch *zum anderem* das Ziel haben, der allgemeinen Erforschung menschlicher Wahrnehmung voraus zu sein und nun umgekehrt deren »Schul(en)weisheiten« zu irritieren und zu korrigieren. So hat etwa die ästhetische Wahrnehmung von Videoclips (und der an ihnen orientierten Werbung) die Schul(en)weisheit, daß Bild- und Schnittfolgen unter 3 Sekunden weder zu verarbeiten noch zu verkraften seien, inzwischen gründlich widerlegt. Ästhetische Wahrnehmung würde zeigen, daß Wahrnehmung, natürlich abgesehen von einigen Konstanten, immer dazu tendiert, weitaus mehr zu sein, als die zeitgenössische Erforschung von Wahrnehmung generell jeweils erfassen konnte und wollte.

Selbstverständlich kann man der vorliegenden Arbeit nicht anlasten, daß sie keinen entscheidenden Schritt in eine der beiden Richtungen getan hat (sie wäre als Sensation herausragend), aber es bleibt festzuhalten, daß trotz der erklärten Ansprüche kaum eine flüchtige Ahnung von dem auftaucht, was ein Beitrag zu einer modernen Phänomenologie der Wahrnehmung von Literatur hätte sein können – und dies trotz eines Buches, das den Interpreten bzw. die Interpretin »zwingt«, über Blut, Schweiß und Tränen sowie über Sperma, Urin oder Kot zu sprechen.

Ich sehe durchaus die nicht nur von Roland Barthes, sondern etwa auch von Susan Sontag in ihrem bekannten Essay »Against Interpretation« (zuerst 1964) formulierte Notwendigkeit, die oft blamable Beschreibung der »Inhalte« zugunsten der Beschreibung von »Formen« und »Texttechniken« zurückzustellen, aber für diese Verpflichtung hat sich Verf. den schwierigsten Text gewählt, den ich kenne: wenn derartig geballter, unglaublich aggressiver »Inhalt« (in freilich auch unverwechselbarer »Form«) vorliegt, wenn der Text außerordentlich brisant, rüde und obszön erscheint, wenn er Passagen enthält, für die Bezeichnungen wie »Oralverkehr« oder »Analverkehr« geradezu als Euphemismen erscheinen, dann kommt es mir zumindest wie eine Parodie von Textanalyse vor, wenn Schlich Erzählzeiten (immerhin zwischen S. 81 und 107) etwa in Form von Tageszeitangaben (zwischen S. 83 und 100) überprüft, wenn sie Vokal-Ähnlichkeiten aus zählt, dabei aber »härteste« Inhalte peripher umgeht. Wenn es etwa bei Jelinek heißt: »Die Frau z.B. kann oft mit dem Mund ein Rohr bilden, in das sie das Glied des Direktors kniend aufnimmt« (*Lust*, S. 128), dann zitiert Schlich nur den ersten Satzteil und schreibt, offenbar ein lautes Lesen von »Lust« imaginierend:

Indem der Leser zweimal das /o/ artikulierend aktualisiert, versteht er nachhaltig, wie »mit (dem Mund) ein Rohr« gebildet wird. Der spezielle Sinn der Abkürzung liegt also in der Konkurrenz von Artikulation und Beschriebenem – eine Variante des »learning bei doing«. (S. 341).

Niemand verlangt, daß Literaturwissenschaft sich an rüden Texten bewährt, wenn man aber einen Text wählt, bei dem ein Mann gegen seine Frau uriniert und kotet und sie

»seinen After schlecken darf«, der Liebhaber sich mit Gertis »Pisse« wäscht, (*Lust*, S. 68, 76, 75, 121), wenn man einen Text wählt, für den Formeln wie »Er reißt ihr den Arsch auf!« (*Lust*, S. 25) typisch und manchmal sogar noch »harmlos« sind, dann erscheint es (mir jedenfalls) schon fast wie ein Entgegenkommen, wenn ich jetzt nicht mehr zitiere, was Schlich über das »Reflexivpronomen bzw. Dativobjekt und Ausrufezeichen« des Satzes auf S. 25 von *Lust* vermerkt (auf S. 377), wenn ich dergleiche weitere Belege detail-linguistischer Verharmlosung weglasse. So wirken auf mich denn auch die wesentlich interessanteren und mutigeren Ausführungen zum Kindermord in *Lust* (erst am Schluß der Studie) nur noch als verspätete Korrekturversuche eines vorherrschenden Ausweichens.

Es mögen die Wünsche des Rezensenten sein, anlässlich von *Lust* etwas über die praktizierte »Ästhetik der Häßlichkeit« oder sogar etwas über eine »Ästhetik des Hasses« erfahren zu wollen, über bitterste Ironie, schwärzesten Humor und härteste Satire; Jelineks nicht nur literarische, sondern auch gleichsam literaturtheoretische Kompetenz könnten dafür sprechen. So finde ich es schade, daß als Vorläufer nur Georges Bataille in einer Fußnote (auf S. 94) erwähnt wird. Kämen de Sade oder Sacher-Masoch für einen Vergleich in Frage? – Schon auf der Sekundärtext-Ebene wird unnötig wenig eingelöst auch von solchen Vorgaben wie der folgenden:

Der Schlag unter die Gürtellinie und vor den Kopf oder auch der durch »Lust« ausgelöste Herzschlag kann gleichermaßen Kollaps und Tod oder auch Krankheit, Krisis und damit Heilung bedeuten [...] (S. 4).

Liegt es gar nicht in Versäumnis der Studie? Unterscheidet sich Linguistik generell dadurch von Literaturwissenschaft, daß Linguistik auch durch verstörende Texte nicht zu verstören ist?

Obwohl Schlich wiederholt ihre Präferenz für Formprobleme betont, obwohl sie mehrmals darauf hinweist, daß es sich bei den Personen von *Lust* nicht um Nachahmungen lebens echter Figuren handelt (S. 109 oder 191), psychologisiert sie dann doch, und zwar nicht die »Selbstwahrnehmung« des »Lesers« betreffend, sondern z. B. das, was Gerti zum »Bewußtsein« kommt oder bei ihr »verdrängt« bleibt:

Die letzte Niederlage, die Hilfeverweigerung von Michael in der Nacht von Donnerstag auf Freitag erzwingt Gertis »aggressive« Entladung. Mit ihrem katastrophalen Vernichtungsschlag veräußert sich ihre Verzweiflung und kann nur angesichts ihres Kahl-schlagresultats zur Erkenntnis gelangen. (S. 117; ähnlich S. 133 und S. 169)

Der Verlauf der Studie scheint zuweilen auf einigermaßen zufällig verfügbaren Anregungen zu beruhen und weniger auf einem systematischen Vorgehen. Für diese Vermutung könnte sprechen, daß prominente Zeugen wie Walter Benjamin nur mit Hilfe eines einführenden Methodenbuches herbeizitiert werden (S. 2); Schelling wird zitiert nach Rolf Kloepper (S. 286); Gertrude Steins »Fische, die gegen das Wasser predigen, muß man braten.« (siehe oben) wird zitiert nach einem Aufsatz von Klaus Laermann über das »rasende Gefasel der Gegenauflärung: Dietmar Kamper als Symptom« (S. 38). Es gibt Mängel, die mildernd als die nicht unüblichen »Werkstattpplitter« verstanden werden können: Schlich formuliert Erkenntnisse, denen man gleichsam achselzuckend nur zustimmen kann. Etwa von einer Jelinek-Forschung könne nicht im gleichen Sinne wie von einer Lessing- und Goethe-Forschung gesprochen werden (S. 23). Ein Lexikonauszug belehrt über den Unterschied von Konnotation und Denotation (S. 327). Die Formel »Je est un autre« stammt prominent von Rimbaud und ist insgesamt mehr als nur ein »Ausspruch Paul



Valéry's« (S. 4). Das der Studie immerhin vorangestellte Motto ist nicht kenntlich gemacht; bei der Wendung »... niemand lernt schließlich lesen, ohne zu leiden« handelt es sich um ein »Zitat« (mit zwei Zitier-Fehlern allerdings) aus *Lust* (dort S. 150).

Seine Wünsche an das Thema und die Studie kann der Rezensent gegebenenfalls auch auf die eigene Kappe nehmen: Wer selbst über die phänomenerzeugende Rolle von Literaturwissenschaftlern geschrieben hat, wer also in der Tat meint, der Leser habe einen erheblichen Teil seiner Lektüre selbst zu verantworten (und das gilt auch für Sekundärliteratur); wer sich selbst maßlos über schlampige Verrisse eigener Arbeiten geärgert hat, der kann seinerseits die Leser dieser Rezension nur zur eigenen Lektüre des Buches von Jutta Schlich auffordern. Ich hoffe dabei auf eine andere Meinung, als sie mir trotz gründlicher Prüfung möglich ist.

*Bernd Scheffer (München)*